Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 152 (1984)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE
Schweizerische Kirchenzeitung

13/1984 152. Jahr 29. März

Die Mitverantwortung der Laien
Eine Problemanzeige von
Rolf Weibel 197

Der Laie in der Kirche (1)
Ein Stück Geschichte; der erste Teil eines Beitrages von
Eduard Christen 198

«Sie rufen mich beim Namen»
Ein Beitrag zu Brauchtum und Volksfrömmigkeit von
Fritz Dommann 200

Wie heute als Priester leben?
Von der Tagung der Kommission Bischöfe–Priester berichtet
Max Hofer 201

Kritik am Fastenopfer
Eine Glosse von
Gustav Kalt 204

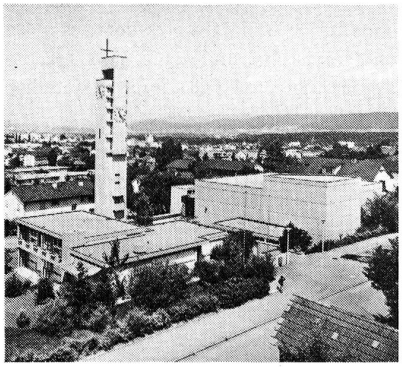
Bioethik – eine Ethik des (menschlichen) Lebens Ein Literaturbericht von
Franz Furger 204

Die Wandelbarkeit der Busse
Eine Untersuchung der Bussgeschichte im Hinblick auf eine heutige Buss- und Beichtreform wird vorgestellt von
Josef Bommer 206

Hinweise 208

Amtlicher Teil 208

Neue Schweizer Kirchen
Bruder Klaus, Urdorf (ZH)



Die Mitverantwortung der Laien

«Die Mitverantwortung der Laien in der Kirche Schweiz» war wohl nicht zufällig ein Gesprächsthema der diesjährigen Tagung von Priestern mit Bischöfen [1]. Nachdem das Zweite Vatikanische Konzil die Mitverantwortung der Laien in der Kirche herausgestellt hatte, wurde sie bei uns wie anderswo praktisch erprobt: In den Seelsorgeräten der Bistümer wie in den Pfarreiräten, in nachhaltiger Weise auf der Synode 72 wie dann noch einmal auf den Pastoralforen. Seither ist es um eine Struktur gesamtschweizerischer verbindlicher und öffentlicher Beratung still geworden, und aus den Räten mehren sich die Anzeichen einer Resignation vor «einer als rückläufig empfundenen Bereitschaft, Mitverantwortung von Laien wirklich anzunehmen» [2].

Das Zweite Vatikanische Konzil ging von der Berufung *aller* Kirchenglieder aus, «die Sendung auszuüben, die Gott der Kirche zur Erfüllung in der Welt anvertraut hat, aber nicht alle in gleicher Weise, sondern jeder gemäss seiner Stellung, die ihm in der Kirche zukommt» [3]. Von dieser Berufung aller her ist es nicht unbedenklich, die Laien den Klerikern und die Kleriker den Laien gleichsam gegenüberzustellen, zumal der Begriff Laie lediglich ein technischer Hilfsbegriff ist, eine Kurzbezeichnung für «Kirchenglieder, die nicht Kleriker sind». Denn so könnte sich vor einer Klärung des Verhältnisses zwischen der amtlichen Verantwortung und der nichtamtlichen Verantwortung [4] – nämlich der Mitverantwortung der Laien – in der Kirche das Missverständnis einschleichen, es handle sich hier um gesonderte Bereiche, die es voneinander klar zu scheiden gelte. Mit dieser Scheidung wäre dann nämlich bereits die ideologische Polarisierung in die Wege geleitet. Wo nämlich die Laienschaft die Mitverantwortung des Klerus «für die Welt» nicht annimmt, beginnt der Laizismus; und wo der Klerus die Mitverantwortung der Laienschaft «in der Kirche» nicht annimmt, beginnt der Klerikalismus. Sollte die Bereitschaft der Amtsträger, Mitverantwortung der Laien wirklich anzunehmen, tatsächlich rückläufig sein, wäre es deshalb berechtigt, von einem neuen Klerikalismus zu sprechen.

Das Bedenkliche an einer solchen Entwicklung wäre nicht, dass sie theologisch nicht stimmig wäre, sondern dass letztlich die Gaben des Heiligen Geistes nicht ernst genommen würden. Darüber hinaus wäre sie für die Zukunft der Kirche verhängnisvoll. Darauf macht beispielsweise der angesehene französische Historiker Jean Delumeau nachdrücklich aufmerksam: Die Laien «waren bis jetzt Christen zweiter Klasse, und die aktuelle Tendenz geht dahin, diesen Zustand aufrechtzuerhalten. Aber ich sehe nicht, wie man eine Regierungsform beibehalten kann, die für eine geschlossene Christenheit geschaffen wurde, die es inzwischen nicht mehr gibt. Nachdem die Christen in der Gesellschaft in die Minderheit geraten sind – mit Ausnahme einiger Länder wie Polen und Irland –, bilden sie, und mir scheint, dass das in Zukunft noch stärker gelten wird, Gemeinschaften von freien und motivierten Glaubenden. Es ist eine Illusion zu meinen, man

könne sie weiterhin aus der Ferne und von oben regieren, ohne sie zu beteiligen.»[5]

Wohl sind auch gewisse Anzeichen eines neuen Laizismus nicht zu übersehen, etwa unwirsche Abwehrbewegungen gegen kirchenamtliche Verlautbarungen zu gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Fragen. Doch scheint mir im Schweizer Katholizismus nicht dies das Hauptproblem zu sein, sondern die abnehmende Bereitschaft, gemeinschaftlich Verantwortung «in der Welt» wahrzunehmen. Mit gutem Grund wird darauf aufmerksam gemacht, dass die Mitarbeit der Laien in der Kirche vom neuen Kirchenrecht verschiedentlich beschränkt wird. Dass beispielsweise bestimmte liturgische Dienste von Laien erfüllt werden können, aber nur dann erfüllt werden können, wenn niemand zur Verfügung steht, der dafür bestellt ist. Wo man sich daran hält, kommen sich die Laien verständlicherweise als Lückenbüsser vor. Ob dieser Einschränkung darf man aber die Selbstbeschränkung der Laien nicht übersehen: Viele, zu viele kirchlich engagierte Laien beschränken sich selbst auf das Binnenleben der Kirche, der Pfarrei. Und dies im klaren Gegensatz zum Zweiten Vatikanischen Konzil, auch wenn dessen Bestimmung des «Weltcharakters» des Laien als Einschränkung des Auftrages erscheinen mag, der *allen* Getauften zukommt: *die* Sendung der Kirche auszuüben. Diese Selbstbeschränkung dürfte hauptsächlich mit dem Wandel des Katholizismus zu tun haben, mit seiner gewandelten Stellung in der Gesellschaft. So erscheint «Mission in der Schweiz» auch von diesem Zugang her insofern als Schlüsselthema, als es um die Sendung der Kirche geht. Denn diese Gefahr ist auch bei uns gegeben: «Immer mehr wird die Kirche als Sozialstation oder als Garant schöner Feste oder Bewahrerin eines musealen kulturellen Erbes zwar geschätzt, aber in ihrer eigentlichen Sendung nicht ernst genommen.»[6]

Rolf Weibel

[1] Vgl. den Bericht in dieser Ausgabe S. 201–204.

[2] Diese Angst stellte der Vizepräsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Walter Bayerlein, am 10. März 1984 vor der Vollversammlung des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum München und Freising auch im deutschen Katholizismus fest.

[3] Matthäus Kaiser, Die rechtliche Grundstellung der Christgläubigen, in: Handbuch des katholischen Kirchenrechts, Regensburg 1983, 170.

[4] Vgl. dazu in dieser Ausgabe den theologiegeschichtlichen und in der nächsten Ausgabe den theologischen Beitrag von Eduard Christen.

[5] Jean Delumeau, Die Zukunft des Christentums und die Gegenwart der Kirche, in: theologie der gegenwart 27(1984)15.

[6] Walter Bayerlein (Anm. 2).

Theologie

Der Laie in der Kirche (1)

Es wird immer wieder geklagt über die bloss negative Definition des Laien in der Kirche. In der Tat ist es ein kurioses Phänomen, wenn von der unvergleichlich überwiegenden Mehrheit des «Volkes Gottes», das heisst von den Laien, nur gesagt wird, was sie nicht sind: Nicht-Kleriker, Nicht-Priester. In der alltäglichen Umgangssprache gibt es eine Parallele. Wer keine Fachkenntnisse hat, wird bezüglich dieses Faches «Laie» genannt und kann nicht kompetent mitreden. Sowohl im profan-alltäglichen wie im kirchlichen Kontext hat «Laie» einen negativ-abgrenzenden Sinn: Das «Laienhafte» des Laien besteht aus dem, was er nicht hat und nicht ist. Zweifelsohne klingt bei diesem «Nicht» eine zumindest relative Inkompetenz an, die unterschwellig leicht als Unmündigkeit gewertet werden kann. Der Laie ist der, der nichts zu sagen hat (weil er sich nicht auskennt) – ihm muss gesagt werden, was er zu denken und zu tun hat.

Entspricht diese Vorstellung dem biblischen Ursprung? Und der frühchristlichen Gemeindeordnung? Immerhin fällt auf, wie das Zweite Vatikanische Konzil sich der lange anstehenden Laienfrage angenommen hat und zu positiven Ergebnissen gekommen ist. Ausgehend vom «Volk Gottes» zum Beispiel erscheint die Stellung des Laien in der Kirche in einem neuen Licht, und mit einem Mal weiss ein Konzil mehr vom Laien zu sagen als nur, was er nicht ist[1]. Ein Blick zurück in die Geschichte legitimiert den Mut des Konzils und animiert den Theologen, vorsichtig und bestimmt nach weiteren Antworten auf Fragen, die noch offen sind, zu suchen.

I. Ein Stück Geschichte

Der geläufige Ausdruck «Laie», eingeschlossen der bekannte Unterton, hat eine lange, bis ins Altertum zurückreichende Geschichte, deren Anfänge noch wenig erforscht sind. Wir wissen nur, dass «Laie» abgeleitet ist aus dem griechischen *laós,* über dessen Ursprung es auch nur Vermutungen gibt. Einige Sprachforscher glauben, es stehe im Zusammenhang mit *eleútheros,* frei *(eleútheros → laós)* und grenze ab zu *doúlos,* Sklave. In diesem Fall wäre das althochdeutsche Wort «liut», heute «Leute», die germanische Variante. Auf jeden Fall bezeichnet *laós* beim grossen Dichter Homer (8. Jh. v. Chr.) eine unbestimmte Volksmenge, die «Leute»[2].

1. Israel, das Bundesvolk Gottes

In der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der sogenannten Septuaginta (= LXX), bedeutet *laós* nicht mehr eine unbestimmte «Menge von Menschen», sondern vorwiegend ein «geeintes Volk», eine Volksgemeinschaft. Israel ist aus religiösen Gründen ein Volk, ein *laós.* Vom Sinaibund mit Israel heisst es in Ex 19,1–6: «Im dritten Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten . . . kamen sie in der Wüste Sinai an . . . Sie schlugen in der Wüste das Lager auf. Dort lagerte Israel gegenüber dem Berg. – Mose stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der Herr vom Berg her zu: ‹Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und hierher zu mir gebracht habe. Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein Volk *(moi laós)* sein. Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören.› »[3]

«Ein Volk sein» kann Israel nicht aufgrund eigenen vorzüglichen Verhaltens, sondern nur weil Jahwe es liebt, es auserwählt und führt und «zum Volk macht». Das bestätigt Dtn 7,6–8 unmissverständlich:

[1] Wie der Aufbruch im Zweiten Vatikanischen Konzil im neuen Rechtskodex einen Niederschlag gefunden hat, zeigt Alkuin Stillhart, Die Stellung des Laien nach dem neuen CIC, in: SKZ 43/1983, S. 616–618.

[2] Zur griechischen Sprachgeschichte vgl. Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, hrsg. von G. Kittel, IV, 30–31.

[3] Vgl. die Übertragung der Prädikate in V. 6 auf die christliche Gemeinde in 1 Petr 2,9.

«Du bist ein Volk, das dem Herrn, deinem Gott, heilig ist *(laòs hagios)*. Dich hat der Herr, dein Gott, ausgewählt, damit du unter allen Völkern, die auf der Erde leben, das Volk *(laón)* wirst, das ihm persönlich gehört. Nicht weil ihr zahlreicher als die andern Völker wäret, hat euch der Herr ins Herz geschlossen und ausgewählt; ihr seid das kleinste unter allen Völkern. Weil der Herr euch liebt, und weil er auf den Schwur achtet ... deshalb hat der Herr euch ... herausgeführt ... und befreit.»

Die Juden glauben daran, dass Gott mit ihnen einen unverbrüchlichen Bund geschlossen hat, der sie zum «Volk Gottes» bindet. Sie sind «Volk» und alle andern sind «Nicht-Volk», Heiden *(ethnä)*. Da ist *laós* eindeutig zum religiösen Begriff geworden: Israel ist von Gott auserwählt, «sein Volk» (herausgehoben und abgegrenzt von den Nachbarvölkern) zu sein – ein durch den Bund mit Gott in sich selber zusammengebundenes Volk, ein Bundesvolk [4].

2. Das «neue Volk Gottes» aus Juden und Heiden

Im Neuen Testament stellen wir noch weitere Entwicklungen fest, die für das christliche Verständnis wichtig sind [5]. Wie in der Septuaginta wird auch in den synoptischen Evangelien, in der Apostelgeschichte und in den Paulusbriefen Israel als der *laós* bezeichnet.

a) Doch wer gehört zu Israel? Die christlichen Gemeinden sind das «neue Israel», das Volk Gottes aus Juden und Heiden. Ihnen steht jetzt das Recht zu, *laós* zu heissen. Paulus sieht in der Berufung der Heiden das prophetische Wort des Hosea in Erfüllung gehen: «So spricht er auch bei Hosea: ‹Ich werde als mein Volk *(laón mou)* berufen, was nicht mein Volk war *(tòn ou laón mou)* ...›» [6] Was früher ausschliesslich dem Bundesvolk Israel gegolten hat, das trifft jetzt in neuer Weise auf die Gemeinden zu: «Wir sind der Tempel des lebendigen Gottes; denn Gott hat gesprochen: ‹Ich will unter ihnen wohnen und mit ihnen sein. Ich werde ihr Gott sein, sie werden mein Volk sein› *(ésontai mou laós)*.» [7]

Auch Petrus bleibt auf dieser Linie und überträgt die Würdetitel, die im Alten Testament Israel zukommen, auf die christliche Gemeinde. «Lasst euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen, zu einer heiligen Priesterschaft ... Euch, die ihr glaubt, gilt diese Ehre ... Ihr seid ‹ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die grossen Taten dessen verkündet›, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat. Einst wart ihr nicht sein Volk, jetzt aber seid ihr Gottes Volk *(Pote ou laós, nŷn dè laòs theou)*.» [8]

Im Alten Testament ist Israel «Gottes Volk», weil der Bundesgott Jahwe eingreift und ein «Volk macht». Auch das «neue Volk» des Neuen Testamentes verdankt seine Existenz einzig der Initiative Gottes. In Jesus Christus stiftet Gott einen neuen Bund und versammelt Menschen aus Juden und Heiden zum «neuen Volk». «*Er* (Christus Jesus) *hat sich für uns hingegeben, um uns von aller Schuld zu erlösen und sich ein reines Volk (laón) zu schaffen, das ihm als sein besonderes Eigentum gehört* ...» [9] Mit Blick auf das Alte Testament behandelt auch der Hebräerbrief die neue Initiative Gottes: [10] Jesus Christus ist jetzt die Weise, Menschen in Kontakt mit Gott zu setzen. Die priesterliche Vermittlung Christi, vollzogen in seiner Hingabe an die Menschen, begründet das Volk-Sein im Neuen Testament – er bindet Menschen zur Gemeinschaft.

b) Die frühchristliche Missionsgeschichte setzt den neuen Namen «Volk aus Juden und Heiden» in die Tat um. Schon bald hat Petrus aufgrund der Vision in Joppe den Heiden Cornelius, Hauptmann in der römischen Besatzungsarmee, getauft (Apg 10). Freilich, dafür muss er sich vor den Judenchristen verantworten (Apg 11,1–18). Entscheidend aber für den Aufbruch der neuen Botschaft in den griechisch-heidnischen Norden, nämlich von Jerusalem nach Antiochia, ist die Christenverfolgung in Jerusalem: Juden verfolgen Judenchristen – Saulus zählt zu den prominentesten Verfolgern – Stephanus wird das erste prominente Opfer (Apg 6,8–8,3 und 9,1–2). Die Bedrängnis in der Heimat führt zur «missionarischen Explosion». Dabei entstehen in Antiochien erste christliche Mischgemeinden, bestehend aus Juden und Heiden [11]. Nach seiner Bekehrung (Apg 9) steigt Paulus in diese Vorarbeiten zur Heidenmission ein und führt sie entschlossen in Kleinasien und Griechenland weiter (Apg 13 ff.).

c) Das neue Verständnis vom «Volk Gottes» ist für gläubige Juden Abfall und Skandal. Der Konflikt der christlichen Gemeinden ist in zweifacher Hinsicht vorprogrammiert: Erstens stossen die christlichen Gemeinden (aus Judenchristen), weil sie sich als «neues Volk Gottes» verstehen, bei den Juden auf erbitterte Ablehnung, was zur ersten Christenverfolgung führt. Paulus bekommt es auf all seinen Missionsreisen selber zu spüren. Zweitens entfacht die rasch voranschreitende Heidenmission, wo sogar Nicht-Juden in die christlichen Gemeinden aufgenommen und zum neuen Volk Gottes gezählt werden, einen Konflikt innerhalb der Christengemeinden. Auf dem Apostelkonzil versucht man diesen inneren Konflikt (Apg 15) grundsätzlich zu lösen. Für unsere Thematik aufschlussreich ist das von Jakobus genannte theologische Prinzip der Konfliktlösung: «Brüder, hört mich an! Simon hat dargelegt, dass Gott selbst zuerst eingegriffen hat, um aus Heidenvölkern ein Volk für seinen Namen zu gewinnen *(ex ethnōn laòn)*» [12]. Der Hinweis des Jakobus auf den «Eingriff Gottes» begründet den Begriff vom Volk Gottes, vom neuen *laós*. Also sollte eigentlich «Laie» nichts anderes aussagen als «zum Volk Gottes gehörig» – unterschiedlos! Doch die Geschichte schreitet in eine andere Richtung voran.

3. Die überraschende Wende mit Langzeitwirkung

a) Die Urkirche des ersten Jahrhunderts versteht sich auch gesamthaft als Volk Gottes, obwohl sie aus vielen Ortsgemeinden (-kirchen) mit je eigenem Gepräge besteht. Es ist immer derselbe Geist, der seine Gaben an alle verteilt, wie er es will; jedoch immer «zum Nutzen aller», das heisst zur Erbauung des *laós* [13]. Gestützt auf denselben Glauben fordert Petrus die Gemeinden auf: «Dient einander als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat.» [14] Dieser Dienst an der Gemeinschaft des Glaubens ist «aktuelle Gnade» und in Liebe zu tun. Das schafft einerseits Raum für Freiheit in der Gemeinde [15], anderseits für Ordnung durch Rücksichtnahme aufeinander [16].

b) Die Ämter gehören ebenfalls zu dieser «Ordnung der Geistesgaben». Damit eine Gemeinde als «Volk» bestehen kann, müssen Vorsteher-, Leitungs- und Verkündigungsdienste auch auf lange Sicht gesichert

[4] Für die Septuaginta siehe Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament IV, 32–37; für *laós* = Israel 34–37.

[5] Für das Neue Testament siehe ebd. 49–57.

[6] Röm 9,25 dazu V. 24.

[7] 2 Kor 6,16. Für die hier zitierten bzw. anklingenden Prädikate siehe Ex 19,6 und Dtn 7,6–8; Jer 32,38; Ez 37,27.

[8] 1 Petr 2,5–10. Vgl. Jes 43,20 f; Hos 1,9; 2,3.25.

[9] Tit 2,14.

[10] Siehe bes. Hebr 4,14–10,18.

[11] «Bei der Verfolgung, die wegen Stephanus entstanden war, kamen die Versprengten bis nach Phönizien, Zypern und Antiochien; doch verkündeten sie das Wort nur den Juden. Einige aber von ihnen, die aus Zypern und Zyrene stammten, verkündeten, als sie nach Antiochia kamen, auch den Griechen das Evangelium von Jesus, dem Herrn» (Apg 11,19–20).

[12] Apg 15,14.

[13] Siehe 1 Kor 12,4–11 bes. V. 7.

[14] 1 Petr 4,10; auch Paulus gibt entsprechende Anweisungen in 1 Kor 14,26.

[15] Siehe Gal 5,13.

[16] Siehe 1 Kor 14,26–33.

sein; darum werden sie auch schon sehr früh institutionalisiert. Es gehört zur Gründung neuer Gemeinden, «Verantwortliche» (die verschieden genannt werden) auszuwählen und einzusetzen.

Anfänglich wird dieses Verhältnis «Vorsteher – übrige Gemeinde» aufgrund der gemeinsamen charismatischen Basis (alle haben Gaben des Geistes erhalten, mit denen sie der Gemeinde dienen!) als «Verhältnis unter Brüdern» aufgefasst. Darum kann in den Gemeinden die Correctio fraterna als Selbstverständlichkeit in beiden Richtungen («von oben nach unten» wie «von unten nach oben») praktiziert werden. Der «brüderlichen Ermahnung von unten» entzieht sich Petrus nicht, wenn er wegen der Anordnung, Heiden im Haus des Cornelius zu taufen, zur Rechenschaft gezogen wird: «Die Apostel und die Brüder in Judäa erfuhren, dass auch die Heiden das Wort Gottes angenommen hatten. Als nun Petrus nach Jerusalem hinaufkam, hielten ihm die gläubig gewordenen Juden vor: Du hast das Haus von Unbeschnittenen betreten und hast mit ihnen gegessen. Da begann Petrus ihnen der Reihe nach zu berichten . . .»[17]

Selbst harte Vorwürfe der Gemeinde an die Adresse der Apostel entbinden nicht von der Verantwortung für die Gemeinde. Sowohl Paulus wie Petrus sprechen von «Hirt und Herde»[18], sehen aber darin nicht ein Untertanenverhältnis. Eine grosse Sorge des Petrus ist vielmehr die Versuchung der Hirten zum «Beherrschen» der Gemeinden. Am Schluss des Briefes an die Gemeinden von Kleinasien ermahnt Petrus die Vorsteher: «Eure Ältesten ermahne ich, da ich ein Ältester bin wie sie und ein Zeuge der Leiden Christi und auch an der Herrlichkeit teilhaben soll, die sich offenbaren wird: ‹Sorgt als Hirten für die euch anvertraute Herde Gottes, nicht aus Zwang, sondern freiwillig, wie Gott es will; auch nicht aus Gewinnsucht, sondern mit Hingabe; seid nicht Beherrscher eurer Gemeinden, sondern Vorbilder für eure Herde.› »[19] Petrus redet den Ältesten in aller Öffentlichkeit ins Gewissen – in einem Brief an die ganze Gemeinde. Eine solche Praxis setzt ein hellwaches Bewusstsein des gemeinsamen Glaubens- und Geistfundamentes voraus. Alle, die Hirten und die Herde, sind eine Gemeinde, das eine «Volk Gottes». Der Unterschied ist offensichtlich geläufig, eine Trennung aber verpönt.

c) Noch im ersten Jahrhundert leiten unscheinbare Akzentverschiebungen eine Wende ein: Es beginnt mit liturgischen Anweisungen. Im Jahre 95 n. Chr. schreibt Papst Klemens (der 3. Nachfolger des Petrus) zur Gottesdienstordnung: «Dem Oberpriester sind eigene liturgische Aufgaben zugeteilt, auch den Priestern steht ein eigener Platz zu, die Leviten haben die ihnen zustehenden Dienste zu verrichten; der Laie *(laikòs ánthropos)* ist an die Vorschriften für Laien gebunden.»[20] Zum ersten Mal taucht hier der Ausdruck «Laie» als *laikòs ánthropos* auf. Zwar ist in der unmittelbar folgenden Zeit diese pointierte Art, von «Laien» zu sprechen, wahrscheinlich noch sehr selten, aber das Grundwort «Volk» *(laós)* geht allmählich unter; an dessen Stelle gewinnt das adjektivische Derivat *laikós* an Bedeutung und bezeichnet einen «Teil» in der Gemeindestruktur, nicht mehr das Ganze wie *laós*.

Ab dem 3. Jahrhundert setzt sich *laikós* mit der Bedeutung von «Laie» durch – so bei Klemens von Alexandrien, Tertullian, Origenes und Cyprian[21]. Es folgt die lange Geschichte der abwertenden Trennung: Laien – Klerus. Wohl gibt es im Mittelalter verschiedene Formen von Laienbewegungen, die den Platz des Laien in der Kirche aufzuwerten versuchen. Dazu gehört die Entstehung der sogenannten Volksfrömmigkeit als Selbsthilfe der Laien gegen die abgesonderte Klerikerliturgie (Chorraum und Latein!). Zu erwähnen ist auch das Aufkommen der Zünfte und Bruderschaften, die unter anderem wirksame Versuche darstellen, die Arbeit, den Beruf und den Alltag vom Glauben her zu gestalten. Das ist erstaunlich, wie die Laien als «Kirche von unten» immer wieder aufbrechen zu «neuen Ufern» und neue Wege finden zur missionarischen Kirche nach innen[22].

Irgendwo in der Geschichte – die Forschung tappt noch im dunkeln – kommt die heute noch verbreitete Identifizierung der Kirche mit dem Klerus auf. Diese Verkürzung des Kirchenbegriffs widerspricht aber dem biblischen Urzustand, der für das Zweite Vatikanische Konzil massgebend ist.

Eduard Christen

[17] Apg 11,1–4. Zum ganzen Vorspiel siehe Apg 10,1–48 bes. 44–48.

[18] Vgl. Apg 20,16–28 und öfter in den paulinischen Briefen.

[19] 1 Petr 5,1–3.

[20] Erster Brief des Klemens an die Korinther 40,5.

[21] Siehe Y. Congar, Art. «Laie», in: Hdb. theol. Grundbegriffe II, 8.

[22] Zur Geschichte des Laien siehe ebd. 8–14 (Literatur!).

Pastoral

«Sie rufen mich beim Namen»

Es ist unübersehbar, dass sich in den letzten Jahren eine neue Wertschätzung des Brauchtums und der Volksfrömmigkeit entwickelt hat. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte eine sachlich orientierte Erneuerung der liturgischen Formen und des kirchlichen Lebens durch Besinnung auf die theologischen Grundlagen der Liturgie eingeleitet und Texte sowie Riten der Eucharistiefeier, der Sakramente und Segnungen neu geordnet. Diese wurden dadurch wesentlicher, verständlicher und durchschaubarer. Die nachkonziliare Periode war eher nüchtern und brachte für Brauchtum und Volksfrömmigkeit wenig Verständnis auf. Man erachtete ihre Formen als zu periphere Ausdrucksweisen des Glaubens und wies kritisch auf viele Fehlformen hin, die von Ritualismus, Magie und Aberglaube geprägt waren[1].

Heute anerkennt man von neuem die Werte, die in den vielfältigen und lebensnahen Bräuchen und Formen der Volksfrömmigkeit enthalten sind. So hat zum Beispiel die Basler Liturgische Kommission im vergangenen Herbst das Thema «Kirchliches Brauchtum – Volksfrömmigkeit in der Pfarrei» zum Gegenstand einer Studientagung gemacht[2].

Verschiedene Veröffentlichungen der letzten Zeit deuten zudem darauf hin, dass ein neues Interesse am Brauchtum und an der Volksfrömmigkeit erwacht ist[3]. Unter diesen verdient die Publikation «Sie rufen mich beim Namen» von Josef Zihlmann besondere Erwähnung[4]. Der Comenius-Verlag macht in diesem Werk Ergebnisse jahrelanger Forschungsarbeiten des Luzerner Volkskundlers und Namensforschers Dr. h. c. Jo-

[1] Vgl. Vortrag von Prof. J. Baumgartner, Freiburg, anlässlich der Studientagung der Basler Liturgischen Kommission vom 17.–19. 10. 1983, in: SKZ 152 (1984) 25 f.

[2] F. Dillier, Kirchliches Brauchtum – Volksfrömmigkeit – Pfarrei, in: SKZ 152 (1984) 24–27.

[3] Durch das Jahr – durch das Leben. Hausbuch der christlichen Familie. Kösel-Verlag, München 1983; W. Heim, Volksbrauch im Kirchenjahr heute. Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 67, Basel 1983.

[4] J. Zihlmann, Sie rufen mich beim Namen. Menschen, Bräuche, Namen in der Luzerner Landschaft, Comenius-Verlag, Hitzkirch 1982. Der gleiche Verfasser schildert Brauchtum und Volksglauben im Zusammenhang mit den Sterbenden und Toten im Buch «Wie sie heimgingen», Comenius-Verlag, Hitzkirch 1982.

sef Zihlmann zugänglich, die dieser in früheren Aufsätzen in verschiedenen Organen publiziert hatte.

Der Autor schreibt in der Einleitung: «Das ist das Verbindende in diesem Buch: Namen werden genannt und gerufen, Namen von Mensch und Tier und Landschaft. Aus der Gemeinschaft der Geschöpfe ist viel Übereinstimmung gewachsen. Sprechen, Benennen, Rufen und Tun haben sich in langer Zeit zu vielfältigem Brauchtum verdichtet, haben immer wieder neue, bestaunenswerte Formen gemeinsamen Lebens hervorgebracht. Manches verstehen wir nicht mehr, denn man hat uns seit 200 Jahren ‹aufgeklärt›. Glauben ist verdächtig geworden, Wissen ist alles. Aber es scheint jetzt die Zeit anzubrechen, dass sich eine Generation von Menschen nicht mehr mit dem begnügt, was ‹wahr-genommen› wird» (13).

Der Sammelband enthält ein reiches Material über alltägliches Volksbrauchtum und über religiöse und kirchliche Bräuche. Im Kapitel «Zeichen im Alltag» wird zum Beispiel über Heiliges und Unheiliges in den Zahlen berichtet, über das Brauchtum im Zusammenhang mit dem täglichen Brot, über Ursprung und Formen des Almosengebens, später über das vertrauensvolle Beten und die Votivgaben an heiligen Orten (213). Eingehend befasst sich der Verfasser mit den Bräuchen der Adventszeit (241–247: Roratemessen, Adventskranz, Adventskalender usw.), mit Wetterregeln und Bräuchen im Zusammenhang mit dem Fest «Lichtmess» (58), mit der hervorragenden Stellung der Karwoche, zum Beispiel mit den Bräuchen am Palmsonntag: Palmenflechten, Palmprozession, Palmesel (61 ff.), mit der Seelenzeit, den Tagen der armen Seelen usw. Grosse Bedeutung kam einer Reihe von Heiligen in der Volksfrömmigkeit zu. So lautet der Titel eines eigenen Kapitels «Von Heiligen und ihren Tagen» (166–205). Es werden erwähnt: Agatha, Blasius, Magnus, Johannes, Ulrich, Jakob, Andreas und Thomas, Martin.

Der Verfasser beschreibt mit grosser Lebendigkeit und Lebensnähe Redewendungen, Bräuche und Frömmigkeitsformen, die sich im Zusammenhang mit dem alltäglichen Leben oder im Zusammenhang mit dem Kirchenjahr entwickelt hatten, ohne theologisch-kritisch dazu Stellung zu nehmen. Dies überlässt er als Volkskundler und Sprachforscher den Theologen. «Es sei ... betont, dass die Ausführungen mit keinerlei ethisch-moralischer Wertung verbunden sind. Wir nehmen die Dinge, wie sie sind oder wie sie waren; ob sie gebraucht oder missbraucht wurden, kann uns hier nicht beschäftigen» (213). Immerhin deutet er an, dass verschiedene Formen der Volksfrömmigkeit aus einer andern Zeit und aus einem andern Lebensverständnis heraus entstanden sind. Er schreibt, dass «Volksfrömmigkeit im Brauchtum die kuriosesten Blüten hervorgebracht hat, Formen der religiösen Äusserung, die in unserer Zeit nicht mehr zu verantworten wären. Trotzdem: Man wirft Dinge, die an die Geisteshaltung der Menschen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte erinnert, nicht einfach weg» (260).

Viel Volksbrauchtum war mit magischen Vorstellungen und mit Aberglauben verbunden. Typisch dafür sind zum Beispiel Bräuche, die sich im Zusammenhang mit der Sommersonnwende, dem Johannestag entwickelt hatten (178–182). Der Verfasser möchte den Begriff Aberglauben seiner Problematik wegen aber nicht verwenden. Er spricht daher lieber davon, dass sich «dieses Brauchtum im Grenzbereich zwischen christlichem und vorchristlichem Glauben befindet» (170).

Wer heute Formen der Volksfrömmigkeit in Katechese und Pastoral fördern will, der muss einerseits über viel Einfühlung und Verständnis für die Vielfalt von gewachsenen volksfrommen Ausdrucksformen und gemüthaften Äusserungen des Glaubens haben, andererseits auch klare pastorale Kriterien besitzen, die es ermöglichen, Fehlformen von echten Ausdrucksweisen des Glaubens zu unterscheiden [5].

Im Apostolischen Schreiben «Evangelii nuntiandi» von Papst Paul VI. lesen wir: «Die Volksfrömmigkeit hat gewiss ihre Grenzen. Oft ist sie dem Eindringen von so manchen religiösen Fehlformen ausgesetzt, auch dem Aberglauben. Häufig bleibt sie auf der Ebene kultischer Handlungen, ohne zu einem echten Akt des Glaubens zu werden ... Ist sie aber in der rechten Weise ausgerichtet, vor allem durch hinführende und begleitende Evangelisierung, dann birgt sie wertvolle Reichtümer in sich. In ihr kommt ein Hunger nach Gott zum Ausdruck, wie ihn nur die Einfachen und Armen kennen. Sie befähigt zu Grossmut und zum Opfer, ja zum Heroismus, wenn es gilt, den Glauben zu bekunden. In ihr zeigt sich ein feines Gespür für tiefe Eigenschaften Gottes ...»

«Allen, welche der Herr zu Leitern kirchlicher Gemeinschaften bestellt hat, muss die pastorale Liebe die Normen des Verhaltens gegenüber dieser Wirklichkeit eingeben, die reich und gefährdet zugleich ist. Vor allem muss man aufgeschlossen sein, ihre innere Vielfalt und ihre unleugbaren Werte zu sehen verstehen und bereit sein, dabei zu helfen, dass drohendes Abweichen vom Weg vermieden wird. Gut ausgerichtet, kann die Volksfrömmigkeit mehr und mehr für die vielen im Volk zu einer echten Begegnung mit Gott in Jesus Christus werden.» [6]

Das Buch von Zihlmann ist nicht nur eine reiche Fundgrube für solche, die sich für verloren- oder vergessengegangene Formen der Volksfrömmigkeit interessieren, sondern auch für alltägliches Brauchtum und für früher gebrauchte oder noch heute geläufige Mundartausdrücke und Redewendungen oder für typische Landschaftsbezeichnungen. Die Kapitel «Land und Leute erleben», «Wie sie reden», «Zeichen in der Landschaft» beziehen sich allerdings stärker auf den Kulturraum des Kantons Luzern, insbesondere auf das Hinterland und das Napfgebiet.

Da es sich bei der vorliegenden Publikation um einen Sammelband von früher erschienenen Aufsätzen handelt, sind gewisse Wiederholungen unvermeidlich gewesen. Ein ausführliches Register und Glossar im Anhang des Buches (317–342) erleichtert den Zugang zur Fülle des dargebotenen Materials.

Der Sammelband ist von Kunstmaler Paul Nussbaumer gediegen und aussagekräftig illustriert. Es ist erfreulich, dass der Comenius-Verlag mit seinem Herausgeber Lothar Kaiser von verschiedenen Institutionen – unter anderem auch vom Bischöflichen Ordinariat Solothurn – finanzielle Beiträge erhielt, die diese wertvolle Publikation möglich machten. *Fritz Dommann*

[5] F. Dommann, Volksfrömmigkeit – ein Bezugsfeld des Religionsunterrichts, in: SKZ 150 (1982) 60–64.

[6] Paul VI. Päpstliche Exhorte «Evangelii nuntiandi», Nr. 48, in: SKZ 144 (1976) 93 f.

Kirche Schweiz

Wie heute als Priester leben?

Unter der Leitung von Dr. Rudolf Schmid, Regens, Luzern, kamen am 12.–14. März 1984 im Rahmen der Kommission Bischöfe-Priester 31 Priester und 6 Bischöfe zu einem Gespräch über das Thema «Wie heute als Priester leben?» in Dulliken zusammen. Nach Solothurn (1970), Sitten (1972) und Chur (1977) handelte es sich um die 4. derartige Tagung, in welcher Bischöfe und Priester miteinander Eucharistie feierten, das Stundengebet verrichteten, einander Freuden, Sorgen und Nöte mitteilten. Der sicher auch aufgrund eines durch das Zweite Vatikanische Konzil, die Synode 72 und die Pastoralforen verbesserten Gesprächsklimas mitbrüderlich geprägte wertvolle Gedankenaustausch erhielt eine zusätzliche Bedeutung im Blick auf die bevorstehende Begegnung von Papst Johannes

Paul II. mit Vertretern des Schweizerischen Klerus in Einsiedeln.

«Es war eine gute und sehr offene Begegnung. Es fehlten nicht die kritischen Stimmen und nicht die Auseinandersetzungen. Vor allem aber war es eine brüderliche Begegnung, ein Austausch geistlicher Gaben, der Bischöfe und Priester gestärkt hat», konnte Bischof Otto Wüst als Vizepräsident der Bischofskonferenz am Schluss der Tagung feststellen. Als erfreuliche Tatsache wurde besonders empfunden, dass Bischöfe und Priester die meisten Probleme ähnlich sehen und bereit sind, diese weiter zu studieren und einer Lösung entgegenzuführen. Auf die nächste Tagung der Kommission Bischöfe-Priester am 2. April 1984 werden die Schwerpunkte des Gesprächs als Ergebnis zusammengestellt. Ebenfalls wird definitiv der Weg festgelegt, wie die wertvollen Impulse auf den verschiedenen Ebenen (Bischofskonferenz, Priester in den Diözesen) in Taten umgesetzt werden können. Schon jetzt steht fest, dass das Zusammentreffen der Vertreter der Schweizer Priester und der Bischöfe mit Papst Johannes Paul II. Gelegenheit bieten wird, auf Freuden, Nöte und Sorgen, die Bischöfe und Priester einander in dieser Tagung sagten, zurückzukommen.

Vielseitige Aspekte im Leben des Priesters

Aufgrund der in den Priesterräten der verschiedenen Diözesen geäusserten Meinungen legten folgende Teilnehmer Situationsberichte über das Leben der Priester in der Schweiz vor:

Gianpaolo Patelli, Ponte Tresa (Diözese Lugano), Marc Donzé, Villars-sur-Glâne (Fribourg), Karl Schuler, Affoltern (Chur), Anton Hüppi, Jona (St. Gallen), Leopold Borter, Brig (Sion), Rudolf Schmid, Luzern (Basel). Im Namen der Ausländerseelsorger äusserte sich Leandro Tagliaferro (Emmenbrücke).

Die grosse Vielfalt, gegeben durch die Sprachgebiete in der Schweiz, aber auch in den einzelnen Diözesen, wie zum Beispiel im Bistum Chur, das unter anderem zwei Länder und starke Unterschiede zwischen Diaspora und Stammlande umfasst, ergab naturgemäss ein äusserst vielfältiges Bild über das Priester-Sein in der Schweiz. Trotzdem eher Nöte und Sorgen aufgezeigt wurden, ging aus den Berichten klar viel Positives hervor, das die Priester in der Schweiz erleben dürfen. So bekennen die Priester, «dass sie wie niemand sonst ein erfülltes Leben haben. Sie schätzen es als grosses Glück, dass sie hauptamtlich nach dem Sinn des Lebens suchen können; dass sie als Mitsuchende die Mitglaubenden begleiten dürfen; dass sie eine äusserst vielfältige Arbeit, ein echtes Angebot an Lebenshilfe und Kontakte mit allen Gruppen ausüben dürfen; dass ihnen von Berufs wegen die Möglichkeit der Selbstentfaltung, der vertieften mitmenschlichen Beziehung, des vertieften Kontaktes mit Gott als höchste Form der Menschwerdung und Freiheit geboten ist.»

Die Nöte und Sorgen,

die die Priester ihren mit grossem Wohlwollen zuhörenden Mitbrüdern im Priester- und Bischofsamt sagten, können auf folgende fünf Themenkreise zusammengefasst werden:

1. Viele Priester werden durch Ängste in ihrem Wirken gehemmt. «Angst vor dem reinen Sakramentenpriester. Angst vor einer entsakralisierten Seelsorge, in der die Eucharistie ihre zentrale Stellung verliert. Andere haben Angst vor den neuen Leuten, die kommen, vor den Laien. Angst vor den Räten; sie spüren die Mühe, im Team den rechten Platz zu finden, zu führen und doch zu delegieren. Dazu die heimliche Sorge, dass man oben Angst hat vor den Laien, diese zurückbinden möchte...»

2. Sorge um vermehrte Kommunikation. In allen Diözesen wird klar anerkannt, dass die Möglichkeit besteht, auf freundschaftlicher Ebene mit dem Bischof in Kommunikation zu treten. Allerdings darf der Bischof dabei nicht überfordert werden. Schwierigkeiten treten aber unter anderem im Kontakt mit den Mitbrüdern im Priesteramt auf, da viele Priester heute ihre Beheimatung nicht mehr bei Mitbrüdern, sondern bei den Gemeinden suchen. Das erschwert auch eine überpfarreiliche pastorale Zusammenarbeit. Weil die Sprache der römischen Kongregationen selbst den Italienisch sprechenden Priestern fremd erscheint, wäre die Kommunikationsebene mit Rom verbesserungswürdig. Sie spielt eigentlich nur dann richtig, wenn die Bischöfe römische Dokumente auf unsere Verhältnisse hin übersetzen. Für nicht wenige Priester ist auch die Bischofskonferenz eine anonyme Grösse geworden: «Für den Priester ist doch auch die Gemeinschaft der Bischöfe, für die er täglich betet, ein Baustein in der Kirche; es verbessert seine Lebensqualität, wenn hier die Kommunikation greifbarer und persönlicher wird.»

3. «Wie soll es mit der Seelsorge, besonders angesichts des Priestermangels, weitergehen?» Die Antwort auf diese Frage kann heute lediglich vom Kirchenbild, das das Zweite Vatikanische Konzil aufgezeigt hat, gefunden werden. Darnach ist der Priester definiert «von seinem Dienst am Volke Gottes her. Sein Herausgehobensein steht immer nur im Dienst am Aufbau des Gottesreiches. Geweiht ist einer nicht in sich, nicht für sich, sondern für die Seelsorge.» Die Priester in der Schweiz sind überzeugt, dass «das Kirchenbild vom Gottesvolk auf dem Weg auch junge Menschen zu begeistern vermag. Viele Priester halten sich daran und finden Ermutigung, wenn sie hautnah am Leben ihrer Anvertrauten teilnehmen dürfen, mit ihnen Helles und Dunkles teilen, mit Menschen zusammenarbeiten, die bereitwilligen Einsatz leisten und neue Wege mitgehen, um eine lebendige und missionarische Gemeinde erfahrbar zu machen. Es stimmt sie aber nachdenklich, wenn bei diesem Gottesvolk auf dem Weg nur ‹Rastpausen› auf der Marschtabelle zu stehen scheinen.» Dabei ist nicht zu vergessen, dass Priester, die zehn und weniger Jahre im Dienst stehen, die vorkonziliare Beharrlichkeit selber nicht mehr erfahren haben und das Konzil nur aus der Geschichte kennen. Als Wege, die Seelsorge auch in Zukunft zu gewährleisten und dem Priestermangel zu begegnen, sehen Priester die Aufarbeitung der Frage der Weihe von viri probati und des Diakonates der Frau. Immer wieder werden diese Fragen in Kreisen von Priestern und Laien aufgeworfen.

4. Die vermehrte Mitverantwortung der Laien in der Kirche ist eine Folge des vatikanischen Kirchenbildes. Freudig wurde festgestellt, dass in der ganzen Schweiz viele Laien bereit sind, Mitverantwortung in der Kirche wahrzunehmen. Allerdings sind die Wege in den Sprachgebieten verschieden. In der deutschen Schweiz «träumt mancher Priester davon, welche Möglichkeiten sich erschlössen, wenn auch Laientheologinnen und Laientheologen, mit dem vollen Auftrag der Kirche ausgerüstet, ihren Mitchristen umfassender dienen könnten. Eine echte Zusammenarbeit gelingt, wo Priester, Diakone, Laientheologen und Katecheten darauf vorbereitet sind.» In diesem Zusammenhang wurde festgehalten, dass es glücklicherweise Seminare gibt, in denen «die jungen Menschen gemeinsam» auf den kirchlichen Dienst vorbereitet werden können. In der Italienisch sprechenden Schweiz erkennen die Priester klarer als noch vor Jahren die Notwendigkeit, vermehrt mit den Laien zusammenzuarbeiten. Die Französisch sprechenden Priester haben viele Laien, die sie, allerdings nicht hauptamtlich, aber ehrenamtlich in ihrer Seelsorge unterstützen.

5. In allen Situationsberichten kamen selbstverständlich die spirituellen Fragen des priesterlichen Lebens zur Sprache. «Entgegen der öffentlichen Meinung sei nicht unerwähnt, dass auch heute viele Priester ihre Ehelosigkeit als Möglichkeit schätzen, auf Gottes unverständliche Liebe mit

einem nicht selbstverständlichen Zeichen antworten zu können, in anderer Weise verfügbar zu sein und mit unfreiwillig Ehelosen in Solidarität zu leben.» Klar wurde festgehalten, dass der Priester seine tiefste Beheimatung in einer lebendigen und tragenden Beziehung zu und in Gott findet. Dabei spielt das Gebetsleben eine entscheidende Rolle. Die grosse Mehrheit der Priester «sehen Gottes Erfahrung in der Erfüllung des priesterlichen Gebetspensums praktisch mehr oder weniger realisiert». Auch besondere Fragen wurden aufgegriffen, wie zum Beispiel die Schwierigkeit, dass Priester heute nicht leicht Beichtväter finden. In diesem Zusammenhang wurde auch auf die ungelösten Probleme jener Priester hingewiesen, die sich von den Weiheverpflichtungen dispensieren möchten.

Die Situation der *Ausländerseelsorger* scheint in einigen Punkten von derjenigen der Schweizer Priester stark verschieden zu sein. Die Missionare der Ausländer finden schwieriger Kontakt mit dem Bischof. Sie bedauern, dass ihre Anliegen zwar durchaus sachgerecht, aber nicht unmittelbar vom Bischof, sondern von Vertretern aus Kommissionen wahrgenommen werden. Nach wie vor fällt auf, dass viele Ausländerseelsorger nicht genügend integriert werden, was zu grosser Heimatlosigkeit führt, zumal viele den Kontakt mit dem eigenen Bistum oder Orden durch ihre Tätigkeit im Ausland verlieren. In diesem Zusammenhang wäre die Frage der Doppelinkardinierung überlegenswert. Sehr gestützt werden die Ausländerseelsorger in ihrer Tätigkeit durch die Freundschaft und die Güte, die sie von den Ausländerfamilien erfahren.

Diesen wertvollen Überblick schloss seitens der Bischöfe Weihbischof Joseph Candolfi, als Vertreter des Ressortinhabers kirchliche Dienste, Bischof Ernesto Togni, ab. «Trotz der vielen Gründe, mutlos zu werden, ist der Priester nie allein. Immer ist er mit dem Bischof, auch mit dem Nachfolger des Apostels Petrus verbunden», meinte der Weihbischof von Basel. Er wies darauf hin, dass Bischöfe und Priester heute vor allem Männer der Hoffnung sein müssen. So möchte jeder Bischof seine Priester im Zeugnis der Hoffnung bestärken. Als Bischof hat er, um seinen Dienst zu erfüllen, aber auch das Vertrauen der Priester nötig. Deshalb gilt auch für das Verhältnis Priester-Bischof: «Die Zeit, die man für die Mitbrüder – und dazu gehört auch der Bischof – aufwendet, ist nie verlorene Zeit.»

Leben als Priester im Heute

Fachreferenten äusserten sich unter drei heute besonders prägenden Aspekten zur Frage «Wie heute Priester sein?»

André Babel, Lausanne, zeigte treffend auf, wie die Medien ein stets sich wandelndes Bild des Priesters und der Kirche vermitteln. Obwohl wir in einer Welt leben, die tatsächlich von den Medien geprägt wird, haben kirchliche Kreise oft die Tendenz, den Einfluss von Fernsehen, Radio und Presse zu unterschätzen. Um so mehr ist es notwendig, darauf zu achten, wie die Medien Priester und Kirche darstellen. In der Regel wird die Kirche und damit auch der Priester heute als eine Gesellschaft unter andern dargestellt. Das Spezifische besteht darin, dass die Kirche gemäss den Medien als sehr doktrinär und moralisierend auftritt. Allerdings unterstreichen dieselben Medien oft und deutlich das Wirken der Kirche und der Priester für die Armen und die Kleinen. Dabei besteht die Gefahr, dass gewisse Personen kanonisiert werden, wie zum Beispiel Mutter Teresa von Kalkutta. Eine Grundschwierigkeit besteht darin, dass es nicht leicht ist, die Sicht des Glaubens in den Medien darzustellen. Zudem bringen Zuhörer, Zuschauer und Leser kaum die Kraft auf, «mit dem Blick des Glaubens kirchliche Informationen und kirchliche Ereignisse aufzunehmen». Allerdings gibt es Hoffnungen, wie zum Beispiel die Erwartung, dass gerade durch die Medien der Priester nicht so sehr als «besonderer Mensch», sondern als «mitbrüderlicher Mann, der sich um die Mitmenschen annimmt», dargestellt wird. Es gilt dabei, die Charismen zu fördern, die mithelfen, die den Medien eigene Sprache für den Menschen von heute zu finden.

«Der Priester in einer sich wandelnden Kirche» war das Thema, das Josef Pfammatter, Chur, behandelte. Zu den Elementen des Wandels zählte er: Wiederentdeckung der Charismen auf dem Konzil (Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten) als Chance für die Kirche; neue Akzente der Ekklesiologie führen zu neuer Sicht des Verhältnisses von Ortskirche–Gesamtkirche, Amt–Gemeinde, besonderes–gemeinsames Priestertum; neue bzw. neu betonte Bestimmungen von «Kirche» (zum Beispiel «Volk Gottes auf dem Weg») wirken sich aus in einem neuen Selbstverständnis der Glieder der Kirche, der Amtsträger wie der «einfachen Gläubigen»; Einflüsse einer sich wandelnden Gesellschaft auf die Kirche, die nicht nur negativ zu bewerten sind, wie Demokratisierung, Menschenrechtsbewegung, Frauenbewegung.

Dieser Wandel hat unmerklich Auswirkungen auf den Dienst und das Leben des Priesters. Sie können in drei Sichten zusammengefasst werden: in der Mitverantwortung, die das Verhältnis zu den kirchlichen Vorgesetzten prägt; in der Brüderlichkeit, die das Verhältnis des Priesters zu den Gläubigen kennzeichnet; im christlichen Umweltbewusstsein, in der Drittweltproblematik, die unter anderem auf ein neues Verständnis zur Welt hinweisen.

Daraus folgen Erwartungen sowohl für die verschiedenen hierarchischen Ebenen als auch für die Priester. So mögen alle, die in der kirchlichen Hierarchie einen besonderen Dienst ausüben, sich grundsätzlich positiv zu den verschiedenen Charismen und damit auch zur Auffächerung der Dienste in der Kirche, der Mitarbeit der Laien, auch der Frau, einstellen. Von den hierarchischen Amtsträgern wird zudem erwartet, dass sie das Subsidiaritätsprinzip in der Ausübung der Amtsvollmacht streng einhalten und sehr um das synodale Prinzip auf allen kirchlichen Ebenen Sorge tragen. Die Priester ihrerseits sollen stets nach «unten» gewähren, was sie «von oben» erwarten, und nicht bloss auf Subsidiarität pochen, ohne strikte die Solidarität einzuhalten.

«Priesterliche Existenz in der Konsum- und Überflussgesellschaft» war die Thematik, die Rudolf Schmid, Luzern, behandelte. Nach einer Klärung der Begriffe, in der der Referent zum Beispiel feststellte, dass das Spezifisch-Priesterliche mehr ist als das, was nur dem Priester vorbehalten ist, äusserte sich der Referent eingehend über den priesterlichen Dienst an Kirche und Welt. Unter anderem hielt er fest:

1. Der Priester ist Glied dieser Gesellschaft und steht somit in einer Spannung in der Welt, aber nicht von der Welt. Wesentliche Merkmale der Konsum- und Überflussgesellschaft widersprechen dem Evangelium (der Nachfolge, dem Kreuz, der Gerechtigkeit für alle). Was menschliche Einsicht durch die Katastrophe lernen muss, wäre in der biblischen Botschaft aufgezeigt, wenn wir den Mut hätten, unpopulär zu sein; anders zu leben, als «man» lebt. Anderseits muss der Priester sein Menschsein *in* dieser Welt verwirklichen. Er darf nicht als Supermensch über dieser Welt schweben. Er hat solidarisch zu leben.

2. Der Priester ist «erwählt aus – bestellt für». Als von Gott Erwählter hat der Priester seine Befähigung zu Verkündigung, Heiligung, Bruderdienst nicht aus sich, aus seiner Fähigkeit, sondern aus der Sendung und durch den Auftrag Gottes, den die Kirche vermittelt. Wer zu solchem Dienst, auch in Teilbereichen, bereit ist, sollte den Auftrag Gottes durch die Kirche erhalten. Seine Lebens- und Handlungsweise müsste dies verdeutlichen. Priesterlicher Dienst hat in einer Welt des «alles Machbaren» die Bedeutung der Gabe Gottes zu bezeugen. Diese Dimension göttlicher Wirksamkeit erschliesst sich aber nur dem Glauben.

Der Priester ist für die Menschen als Diener der Brüder bestellt. Daraus geht die Bedeutung der zeichenhaften Lebensweise

(Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit) als gelebte Verkündigung und Alternative zu einer Konsum- und Überflussgesellschaft hervor. Bei der Verkündigung, der Sakramentenspendung und beim Gebet stösst der Priester in der Konsumgesellschaft nicht unbedingt auf offene Ohren, weshalb es Selbstlosigkeit braucht, Treue zur Botschaft, Offenheit für den Hörer und Mut.

Der Priester lebt als «Bruder unter Brüdern». Das notwendige Ärgernis der Berufung (warum dieser Mensch?) wird entschärft durch die Weise, wie eine solche Berufung gelebt wird: Der zum Dienst bereite mitbrüderlich lebende Priester weckt Bereitschaft, seinen besonderen Auftrag zu schätzen.

Max Hofer

Die Glosse

Kritik am Fastenopfer

Wieso sollte man das Fastenopfer nicht kritisieren können? Für Menschen gemacht und von Menschen gemacht, ist es etwas Unvollkommenes. So enthält auch die Agenda keine unfehlbaren Dogmen. Abgesehen von einer wünschenswerten interpretatio benigna müsste man etwas über ihre Zielsetzung kennen. Völlig unbelastet davon hat sich letztes Jahr der Stadt-Basler-Seelsorgerat damit beschäftigt und ihr einen Mangel an Religiosität angekreidet. Zum Vergleich wurde auf das früher erschienene «40 Tage Gotteswort» verwiesen. Sofern man auch die neue Agenda daran messen wird, dürften die gleichen Vorwürfe entstehen. Doch war «40 Tage Gotteswort» seinerzeit für die Kirchgänger, oder wenigstens für die Frommen geschrieben.

Die Agenda wendet sich, was ja wohl ihre Auflagenstärke von 1,6 Millionen beweist, an Krethi und Plethi. Zudem versucht sie Sensibilisierung und Information über die Dritte Welt zu vermitteln. Abgesehen von der festgelegten Zweckbestimmung der Sammlung ist dies der Grund, warum nicht über das im Osten unsern Glaubensbrüdern zugefügte Unrecht berichtet wird. Weil die Agenda kein frommer Kalender sein will, zielt sie über den Kreis der «Praktizierenden» hinaus. Zu bedauern wäre es, würde sich die Kritik darauf beziehen, dass der Einsatz für Gerechtigkeit und Menschenwürde etwas mit Frömmigkeit zu tun habe. Da nun aber die Agenda für ein möglichst breit gefächertes Leserpublikum geschrieben ist – sich an dieses zu wenden empfiehlt jedes Handbuch für Pastoral –, sollte sie nicht bloss an den Kirchtüren verteilt oder auf den Kirchenbänken aufgelegt, sondern an alle geschickt werden. Durch einen persönlichen Begleitbrief hätte der Seelsorger auch Gelegenheit, mit den Randständigen Kontakt aufzunehmen.

Jene katholischen Tageszeitungen, die ich in meiner Jugend die Gläubigen von der Kanzel aus zu abonnieren verpflichtete, brachten die letzten Jahre Tag um Tag ein Bibelzitat und ein darauf bezogenes Papstwort oder ein Statement des Konzils oder der Synode. Wenn hier ein Redaktor schlapp macht, fehlen die Fastenopfertexte auch in den angeschlossenen Kopfblättern. Eine Ausnahme wird hier glücklicherweise noch für die Sonntagsartikel während der Fastenzeit gemacht, während sie das Jahr hindurch fehlen.

Dass man, ohne auf das Bankgeheimnis zu blicken, über Geld und Geist nicht reden kann, im Jahre, da die Bankeninitiative im eidgenössischen Parlament zur Sprache kommt, musste wohl in Kauf genommen werden. Das Bankgeheimnis und die damit elegant abgesicherte Steuerhinterziehung bilden hier ein heisses Eisen. Dass sich dabei die Agenda einer parteipolitischen Stellungnahme entzieht, liegt auf der Hand, wird aber auch nicht von allen geschätzt. Andere hingegen, die sich über die Äusserungen des Fastenopfers aufregen, sollten nicht vergessen, was Dom Helder Camara vor Jahren auf dem Helvetiaplatz in Zürich gesagt hatte, allerdings scharf kritisiert von der Neuen Zürcher Zeitung, der Quelle vieler CVP-Politiker in entwicklungspolitischen Fragen: «An diesen Millionen (1979 waren es über 9 Milliarden Franken) kleben Blut, Schweiss und Tränen der Armen.» Gleichermassen hat sich auch letztes Jahr Kardinal Evaristo Arns geäussert. Zu diesem Problemkreis wurden auch Vertreter der Banken und der Bankenkommission um ihre Stellungnahme angefragt. Nur bei Brot für Brüder ist zum Preis von Fr. 5.– das Bankendossier erschienen. Darin sind auszugsweise auch die Stellungnahme der evangelisch-reformierten Sozialethiker und der Iustitia et Pax enthalten sowie ein Gespräch mit dem CVP-Nationalrat Bodenmann, dem Präsidenten der schweizerischen Bankenkommission. Es ist klar, dass sich bei der moralischen Bewertung des Fluchtgeldes ein Unterschied ergibt zwischen dem schmutzigen Fluchtgeld und jenem Geld, das aus einem Ostblockland vor dem Zugriff des Staates gerettet wurde.

Gustav Kalt

Neue Bücher

Bioethik – eine Ethik des (menschlichen) Lebens

Unter dem Stichwort «Bioethik» wurden in den letzten Jahren vor allem im angelsächsischen Bereich zunehmend ethische Fragen, die das menschliche Leben in seiner Entstehung, seinem Verlauf und seinem Ende diskutieren, geordnet und zusammengefasst. Weltweit in manchem pionierhaft hat in der Schweiz vor allem die Akademie der medizinischen Wissenschaften solche Probleme aufgegriffen und dazu berufsbezogene ethische Richtlinien erarbeitet und ehrenverbindlich veröffentlicht (zum Beispiel zur Frage der Todesfeststellung und Euthanasie, zur Organtransplantation, zur künstlichen Insemination usw.). Während zuerst der ethische Gesichtspunkt in den diese Dokumente vorbereitenden Kommissionen neben dem sittlichen Gewissen der Fachleute selber vor allem von Juristen vertreten wurde, sind in letzter Zeit in diese vorbereitenden Gespräche zunehmend auch christliche Ethiker als Berater beigezogen worden.

Da es sich bei solchen Richtlinien nicht um gesetzliche Regelungen handelt, sondern um Normen einer berufsständischen Eigenverpflichtung, kommt ihnen eine hohe bewusstseins- und gewissensbildende Bedeutung zu, die gerade auch vom christlichen Standpunkt her auch dann zu begrüssen ist, wenn nicht in jedem Fall der einende Wertstandard voll durchgesetzt werden kann. Voraussetzung dafür ist aber, dass die Moraltheologie sich nicht einbildet, von den allgemeinen Prinzipien her für jede neue Problematik auch schon die konkrete Weisung vorlegen zu können, sondern dass sie bereit ist, in Abwägung aller möglichen Folgen unter den Prinzipien einer absoluten Menschlichkeit nach den je besten Möglichkeiten im gemeinsamen Dialog zu suchen, dass sie also bereit ist, auf deontologisch vorgefasste Meinungen zu verzichten und teleologisch zu argumentieren.

Eingriffe in das werdende Leben

Beispielhaft für ein solches Vorgehen sind dabei die seit einiger Zeit auffallenden medizin-ethischen Arbeiten des protestantischen Theologen *Ulrich Eibach*[1], der zugleich auch über eine solide medizinische Ausbildung verfügt. In verschiedenen Aufsätzen hat er sich neben eher allgemeinen

[1] Vgl. zu U. Eibach, Medizin und Menschenwürde, Wuppertal 1976, in: SKZ 145 (1977) 258.

Arbeiten aber auch mit aktuellen Spezialproblemen befasst, die er nun als ethische Orientierung unter dem Titel *«Experimentierfeld: Werdendes Leben»* gesammelt herausgibt[2]. Dabei befasst sich ein erster Beitrag mit dem Beginn des menschlichen Lebens, für welches Eibach entgegen andern, gelegentlich auch von christlichen Autoren vertretenen Meinungen sich eindeutig und angesichts der sonst vorgebrachten Argumente meines Erachtens zu Recht für den Moment der Befruchtung entscheidet, was natürlich dann auch für die ethische Beurteilung von «in vitro» befruchteten Eizellen seine Bedeutung hat.

Zuvor wird freilich noch eingehend das Problem des Schwangerschaftsabbruchs in einer bewusst teleologischen Argumentation[3] erörtert, wobei Ulrich hier einerseits von der protestantischen theologischen Tradition her glaubt, dass es dem Menschen, auch wenn er nach bestem Wissen und Gewissen urteile, nicht immer möglich sei, ohne Sünde seine Entscheide zu treffen. Anderseits aber glaubt er, unter Berücksichtigung des gesamten Leidensdruckes bei schweren irreversiblen Schädigungen des Embryos von einem Schwangerschaftsabbruch ethisch verantwortet doch nicht mehr abraten zu dürfen. Obwohl angesichts der sonst von Eibach vertretenen, sehr strengen Position am Ende des Lebens (dort selbst im Bereich der sogenannten «passiven Euthanasie») diese Sicht eher erstaunt und meines Erachtens trotz allem inkommensurable Werte gegeneinander abwägt[4], ist doch auch hier die umsichtige, wenn letztlich dann auch doch nicht stichhaltige Argumentation zu beachten. Völlig einverstanden dagegen wäre ich wieder mit den gegen die zunehmende Praxis der pränatalen Diagnostik vorgebrachten Reserven, wobei deren offenbar aus Sozialversicherungsgründen hinsichtlich der leichteren Ermöglichung von Schwangerschaftsabbrüchen vorab in der BRD vorgenommene starke Förderung meines Erachtens in ihrer Bedenklichkeit noch deutlicher herausgestellt zu werden verdienten.

Beachtlich ist ebenfalls der Beitrag zur extrakorporalen Befruchtung, die zurückhaltend der Motivation des Kinderwunsches eines Ehepaares zustimmt und von daher einer heterologen Insemination ebenso ablehnend gegenübersteht wie sie weitere Experimente mit befruchteten Eizellen verwirft – Gesichtspunkte, die übrigens auch in der Diskussion der entsprechenden schweizerischen medizinal-ethischen Arbeitsgruppe eine wesentliche Rolle spielen. Eher zukünftige Probleme streift schliesslich der Beitrag zur Gentechnologie, der bei allem Respekt vor allfälligen therapeutischen Möglichkeiten auch sehr offen auf die Gefahren einer totalen Manipulation des Menschen (zum Beispiel die Zucht völlig identischer Menschen durch Cloning) hinweist. Wenn auch Verschiedenes hier noch wie reine «Science fiction» tönt, so beweist der enorm rasche Fortschritt auf diesem Gebiet, dass ein ebenso aufgeschlossenes wie kritisches Vorausdenken gerade aus der Sicht der Ethik dringend wünschbar ist.

Aus der katholischen Tradition mit ethischen Problemen am Beginn des Lebens befassen sich alsdann zwei weitere, allerdings sehr unterschiedliche Monographien; dabei ist die eine eine hilfreiche Spezialstudie nochmals zum Problem Schwangerschaftsabbruch. Denn trotz aller Reformen der letzten Jahre wird niemand ernsthaft behaupten wollen, dass die strafrechtlichen Regelungen des Schwangerschaftsabbruchs zu befriedigen vermöchten[5]. Das ungeborene Leben ist aber auch da ungenügend geschützt, wo straffe Gesetze der Form nach noch bestehen. Das sittliche Bewusstsein von der Unantastbarkeit des Lebens scheint so oder so anzunehmen. Patentlösungen helfen folglich keinesfalls weiter. Viel eher könnte dies geschehen durch die Analyse der gesellschaftlichen und politischen Prozesse, die zu den genannten Reformen geführt haben[6]. Für Österreich, das von einer unbedingten Strafbarkeit auf eine Fristenlösung wechselte, bietet *Raimund Sagmeister* mit *«Fristenlösung, wie kam es dazu?»* eine solche Studie[7], die zunächst detailliert dokumentiert diesen Prozess schildert und die Argumente und Einwände, aber auch die verschiedenen Einsprachen bis hin zum Volksbegehren gegen die Fristenlösung und dessen Ablehnung darstellt.

Aufgrund dieser Faktensammlung wird anschliessend die Frage nach der Beziehung von Recht und Sittlichkeit aufgeworfen und dem Recht im Rahmen des Sittlichen der Bezirk des friedlichen Zusammenlebens als genuiner Bereich zugewiesen, während die Sittlichkeit es mit den unveräusserlichen Werten der Menschlichkeit zu tun habe. Eben diese Werte aber sind in einer pluralistischen Gesellschaft nicht mehr einheitlich und unbedingt gesichert, so sehr ein Grundbestand an solcher Wertüberzeugung für das Bestehen einer Gesellschaft unerlässlich ist. Dass das Recht auf Leben prinzipiell zu diesem Grundbestand gehört, ist unbestritten; Uneinigkeit besteht nur darüber, vor welchen anderen Werten es allenfalls zurückzutreten habe, und eben diese Unsicherheit bringt das Strafrecht beim Schwangerschaftsabbruch ins Dilemma, weil sein Bestand wie seine Durchsetzbarkeit notwendig einen Konsens in der Öffentlichkeit voraussetze. Sagmeister zeigt diese Zusammenhänge sachlich und unpolemisch auf. Aber er steht auch nicht an, darauf hinzuweisen, wie dann die Fristenlösung die denkbar schlechteste Lösung darstellt, weil sich der Staat durch Rückzug dem Dilemma entzieht und so letztlich die allgemeine Relevanz des Grundrechtes Leben aufgibt (dies noch besonders, wenn auch zivilrechtlich stützende Massnahmen für die Schwangerschaft weitgehend ausbleiben). Sagmeister verzichtet darauf, Alternativen zu erarbeiten, wo das Thema aber, wie wohl demnächst wieder in der Schweiz, erneut akut wird, wird auch dies getan werden müssen, und dazu sind solche präzise und kritische Analysen ungemein nützlich.

Ganz anders präsentiert sich dagegen das zweite hier noch vorzustellende Buch; denn es gibt wirklich Bücher, deren Erscheinen man am besten mit Schweigen übergehen würde, weil sie, in Polemik verfestigt, dem Gegner nicht bloss das sachlich richtige Urteil, sondern auch den guten Willen absprechen. Wenn wir hier trotzdem auf die von *Johannes Bökmann* herausgegebene Artikelsammlung *«Befreiung vom Guten? – Vom verleugneten Desaster der Antikonzeption zum befreienden Ethos»*[8] hinweisen, so geschieht dies nur, weil hier echte Zeitproblematik in einer Weise angegangen wird, die mit einer sorgfältigen Moraltheologie nicht mehr zu vereinbaren ist und dennoch alle Kirchlichkeit für sich reklamiert[9]. Ausgangspunkt ist stets eine strikte Interpretation der Ablehnung empfängnisverhütender Mittel durch die Enzyklika «Humanae vitae». Indem jede Empfängnisverhütung ausser der hier besonders propagierten «natürlichen» Methode (nach Billings) als in sich sittlich schlecht («intrinsece malum») dargestellt wird, wird einmal eine klare Differenzierung von Empfängnisverhütung, Sterilisation und Abtreibung sehr erschwert. Es wird aber auch der innere Widerspruch praktisch übersehen, dass, wenn

[2] Göttingen (Vandenhoek & Ruprecht) 1983.

[3] Vgl. S. 68 ff. sowie Absatz F: zur Bedeutung ethischer Normen in der biomedizinischen Ethik 219–239, wo besonders auch der spezifisch reformatorische Gesichtspunkt zur Sprache kommt.

[4] Vgl. dazu in anderer Beurteilung unter gleichem methodischen Ansatz: F. Furger, K. Koch, Verfügbares Leben, Bern 1978.

[5] Vgl. für die BRD mit ihrer Notstandsindikation: H. Tallen, § 218, Zwischenbilanz einer Reform, Düsseldorf 1980, bzw. SKZ 149 (1981) 418.

[6] Für die Schweiz vgl. als knappe schweizerische Übersicht: W. Heierle, F. Furger, Schutz des Lebens, in: U. Altermatt, H.P. Fagagnanini (Hrsg.), Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Einsiedeln 1979.

[7] Salzburg (Pustet) 1981 (es handelt sich um eine Dissertation an der Gregoriana Universität, Rom).

[8] Vallendar-Schönstatt (Patris) 1982.

[9] Bezeichnenderweise findet sich, soweit ich sehe, unter den Autoren trotz der vielen angeführten Professoren im Titel denn auch kein an einer deutschen Universitätsfakultät heute lehrender Moraltheologe.

die sogenannten natürlichen Methoden erfolgreich sein sollen, das mit Recht beklagte Einkind-Syndrom und die damit verbundenen gefährlichen demographischen Folgen so ebenfalls eintreten könnten und somit auch hier verschiedene Argumentationsebenen zu unterscheiden wären. Dass differenziertere Urteile, wie sie vor allem auch seitens der Bischofskonferenzen vorliegen, dann dem Verdikt opportunistischen Nachgebens ausgesetzt sind, versteht sich, ist aber für eine sittliche Praxis auch nicht eben hilfreich.

Dies alles will in keiner Weise die echte Sorge der Verfasser gering achten, ebensowenig ihren Einsatz, den gerade auch der Herausgeber in den theologischen Einlagen eines deutschen Anzeigeblattes für Kirchenbedarf immer wieder zeigt. Aber es soll doch darauf hinweisen, dass mit solcher apodiktischer Polemik den anstehenden Problemen weder theoretisch noch pastoral-praktisch beizukommen ist.

In einem weiteren Sinn gehört zur Bioethik aber auch alles, was mit Erhaltung und Förderung der Gesundheit zu tun hat, weshalb denn hier auch noch abschliessend ein Hinweis folgen soll zum Thema

Ethik und Sport

In Ergänzung zu ihren früheren Bändchen zu einer Ethik des Sportes[10] lassen *P. Jakobi* und *H. E. Rösch* als 6. Bändchen der «christlichen Perspektiven im Sport» Überlegungen zu «*Sport und Menschenwürde*» folgen[11]. Ausgangspunkt ist dabei deren Gefährdung im modernen Sportbetrieb von der Ausschlachtung der Person des Sportlers in der Werbung bis zur direkten und skrupellosen Gefährdung von Leib und Leben der Beteiligten, wofür die Formel I-Autorennen (Skiabfahrt ist noch nicht erwähnt) als Beispiel angeführt werden. Von da aus wird gefragt, was die einzelnen Sportverbände in ihren Grundsatzprogrammen hinsichtlich Schutz und Förderung der menschlichen Würde vorsehen, bzw. wo eine ausgesuchte Gruppe von Sportlern diese Würde besonders gefährdet sehen. Diese Stichprobe mit Fragebogen ergab die stärkste Belastung durch Insultation seitens des Publikums und seitens der Medien, was zwei Vertreter des Sportjournalismus zu erfreulich selbstkritischen Beiträgen veranlasste.

Auf diese Bestandesaufnahme folgen grundsätzliche theologische Überlegungen zur Würde des Menschen im allgemeinen. (Hier wird allerdings der Theologe selber wenig Neues finden, die Beiträge klären diese Belange für die im Sport Engagierten wie für den Sportler selber, wobei auch medizinische und didaktische Gesichtspunkte mitberücksichtigt werden.) Eine knappe Erklärung zur «Überwindung der Brutalität im Sport» des Arbeitskreises «Kirche und Sport» unter dem Titel «Fair-Play» beschliesst als eine Art ethische Richtlinie die Überlegungen. Erneut liegt damit eine gediegene sport-ethische Schrift vor uns, die ohne «Moralin» Gefährdungen der Menschlichkeit im Sport aufzeigt und zu deren Überwindung sachlich beiträgt. Als Frage wäre höchstens beizufügen: Warum gibt es eigentlich keinen Preis für das vor jedem Sieg wichtigste Element im Sport, nämlich einen Preis für besondere Fairness?

Franz Furger

[10] Vgl. SKZ 151 (1983) 164.
[11] Mainz (Topos TB 127) 1982.

Die Wandelbarkeit der Busse

Unter diesem Titel[1] greift Robert Lendi in einer umfassenden wissenschaftlichen Arbeit, die an der Theologischen Fakultät Luzern als Doktordissertation angenommen wurde, ein Thema auf, das von hoher Aktualität ist und eine zentrale theologische Problemstellung betrifft. Der Autor nimmt als Ausgangspunkt seiner Überlegungen die heutige Diskussion um das Busssakrament. Er sucht dann, indem er in einem umfassenden Überblick über die Geschichte dieses Sakramentes vor allem dem Wandel in der Buss- und Beichtgeschichte nachgeht, nach sachlichen und formalen Kriterien, Prinzipien und Gesetzmässigkeiten, die für diese Entwicklung massgebend waren und gewinnt so den hermeneutischen Schlüssel für eine heutige theoretische und praktische Buss- und Beichtreform.

Im weiteren, so meint der Autor, sind diese gleichen Kriterien und Prinzipien auch anwendbar für eine Sakramententheologie im allgemeinen, ja sie haben für alle Themen und Bereiche kirchlicher Theologie und Praxis ihre Bedeutung (3). Oder wie der Autor es am Schluss seiner Arbeit selber formuliert hat: Es ging ihm darum, «sakramententheologisch-hermeneutische und bussspezifische Erkenntnisse aus der Geschichte als Prinzipien für die gegenwärtige Theologie der Sakramente allgemein und des Busssakramentes im speziellen sowie deren Praxis heute» zu gewinnen (513).

Die Arbeit ist von ihrer Thematik her in einer hervorstechenden Art und Weise theoretisch und praktisch zugleich. Sie meint umfassend die Theorie und Praxis der Sakramente im allgemeinen und zugleich die Theorie und Praxis des Busssakramentes im besonderen. Am Busssakrament als dem bevorzugten Paradigma wird konkretisiert und verifiziert, was dann für die Sakramentenlehre und -praxis zu gelten hat. Die Arbeit ist darum auch von dieser Themenstellung her ein faszinierendes Compositum von spekulativer und praktischer Theologie, von Dogmengeschichte und Pastoraltheologie, wobei eine praktisch-konkrete Zielsetzung immer wieder im Vordergrund steht: Reform der Sakramententheologie und -praxis, Reform der Buss- und Beichttheologie.

Buss- und Beichtreform

Lendi referiert in einem ersten Teil seiner Arbeit die vielfältigen pastoral-praktischen und theologisch-theoretischen Erneuerungsversuche im Bereich der Busse und des Beichtsakramentes. Ich wüsste kein Werk, dass in so umfassender Art und Weise einen solchen Überblick je versucht hat. Die Reformversuche, so wie Lendi sie schildert und auch immer sogleich kritisch hinterfragt, betreffen den pastoral-praktischen (14–27), den liturgischen (28–52), den lehramtlichen (53–80), den moraltheologischen (81–99), den psychologisch-psychotherapeutischen (100–106), den streng sakramententheologisch-dogmatischen (107–139), den symboltheoretischen (140–160) und endlich den anthropologischen Bereich (161–172).

Wahrlich ein umfassender und vielfältiger «Tour d'horizont», der da vor dem Leser ausgebreitet wird. Dabei ist Lendi der Meinung, dass es vor allem die empirisch-anthropologischen Ansätze sind, die im allgemeinen zu wenig Beachtung gefunden haben und darum die heutige Buss- und Beichtreform gar oft in eine Aporie geführt haben. Auf jeden Fall wird dem Leser dieses ersten Teils von Lendis Arbeit sofort klar, dass sich eine Buss- und Beichtreform niemals nur mit theologischen und vor allem nicht nur mit liturgischen Einsichten zufrieden geben kann, will sie dem heutigen Menschen helfen und ihm die Notwendigkeit von Busse und Busssakrament wieder einsichtig machen.

Es sind vor allem auch diese anthropologischen Einsichten, nicht zuletzt auch aus dem Bereich der Psychologie und Symboltheorie, die überzeugend aufzeigen, dass nur eine Vielfalt von Formen und Möglichkeiten im Bereich von Busse und Beichte aus der Sackgasse führt. Eine Engführung etwa auf die Einzelbeichte hilft da sicher nicht mehr weiter. Lendi schreibt zu Recht: «Die singuläre und enge Form der bisherigen sakramentalen Einzelbeichte entspricht kaum dem reichen und weiten anthropologischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten säkularer Busse und Versöhnung. Allerdings ge-

[1] Robert Lendi, Die Wandelbarkeit der Busse. Hermeneutische Prinzipien und Kriterien für eine heutige Theorie und Praxis der Busse und der Sakramente allgemein erhellt am Beispiel der Bussgeschichte, Europäische Hochschulschriften, Reihe 23: Theologie, Bd. 218, Verlag Peter Lang, Bern, Frankfurt/Main, New York 1983, XLIV + 535 S.

hört die Einzelbeichte mit mündlichem individuellem Bekenntnis (Aussprache) unbedingt zu den verschiedenen (anthropologisch begründeten) Formen des Busssakramentes» (172).

Die meisten modernen Erneuerungsversuche rund um das Busssakrament greifen darum nicht recht, weil sie im allgemeinen den anthropologischen Voraussetzungen zu wenig Beachtung schenken.

Ein Reformprogramm

In der Form von acht Thesen wird nun vom Autor im zweiten Teil seiner Arbeit (173–190) eine Art Reformprogramm für die Buss- und Beichttheologie und -praxis vorgelegt. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Geschichtlichkeit und damit die zentrale Bedeutung der konkreten Buss- und Beichtgeschichte.

Zu Recht heisst es darum in These 1: «Im Laufe der Geschichte hat sich nicht nur die jeweilige busssakramentale Praxis manchmal bis ins Unkenntliche gewandelt, sondern hat sich auch die Theologie der Busse und des Busssakramentes grundlegend verändert und jeweils recht deutlich verschiedene Akzente gesetzt» (173). Darauf folgert dann These 2: «Es gibt eine legitime Pluralität kirchlich-sakramentaler Busspraxis» (175). Und dann konsequenterweise die kühne These 5: «Es gibt keine überzeitliche, transzendentale Theologie der Sakramente oder des Busssakramentes (‹Wesen›), von der sich die jeweilige Praxis und kategoriale Gestaltung der Sakramente (des Busssakramentes) ableiten liesse» (181).

So geht es in der Lehre und Praxis des Busssakramentes nicht um eine zeitenthobene Gleichheit verbaler Aussagen und formaler Äusserungen, sondern das Busssakrament erhält seine Identität und Kontinuität gerade in der ständigen Veränderung gemäss der geschichtlichen und kulturellen Situation (These 6, 182). Daraus folgt: «Nichtvollzogene Anpassung des Busssakramentes an die Erfordernisse der pastoralen Praxis oder an eine neue kulturelle Situation kann als Ideologie entlarvt werden» (These 7, 184).

Diese, zum grossen Teil doch recht provokativ vorgetragenen Thesen, gilt es aber nun zu beweisen. Und so folgt denn auch der dritte, umfassendste Teil (191–512) unter dem Titel:

«Beweisführung»

Diese Beweisführung erfolgt anhand der Buss- und Beichtgeschichte. Es kommen zur Sprache: Busse und Sündenvergebung im Neuen Testament, ausgewählte Aspekte der Entwicklung in der nachapostolischen und Väterzeit (mit der wichtigen Unterscheidung von östlichen und westlichen Busstraditionen: im Westen mehr rechtlich, im Osten mehr medinzinal!), frühes Mittelalter bis zur Scholastik, dann die Scholastik. Besonders ausführlich, und von den bindenden Nachwirkungen her auch begründet, wird die tridentinische Busslehre in ihrer Auseinandersetzung mit der Reformation behandelt.

Lendi hat hier einen riesigen Stoff, der inhaltlich nicht viel Neues bietet und in den entsprechenden Bussgeschichten nachzulesen wäre, so zurechtgelegt, dass aus ihm anhand der Grundanliegen und Grundtendenzen der Bussgeschichte jene Kriterien sichtbar werden, die sich für eine Buss- und Beichtreform als brauchbar und nützlich erweisen. Dabei dürfte der spezifische Beitrag von Lendi darin liegen, dass neben den soteriologischen und ekklesiologischen Anliegen, vor allem immer auch die anthropologischen (das heisst soziologischen, kulturellen und psychologischen) Implikate in die Interpretation der Bussgeschichte und ihrer Quellen eingearbeitet worden sind. Lendi schreibt zu Recht: «Sakramententheologische Reflexionsbegriffe sind also immer soteriologisch, ekklesiologisch, anthropologisch und soziokulturell mögliche und ebenso bedingte Aussagekategorien» (510).

Von daher wird der Begriff der *Korrelation* zu einem Lieblingsbegriff des Autors. Theoriebildung erfolgt für ihn immer kommutativ, und keine in Frage kommende konstitutive Dimension hat apriorische und prärogative Bedeutung. Die anthropologische Korrelation in der ganzen Bussgeschichte deutlich hervorgehoben und besonders betont zu haben, ist wohl ein entscheidender und genuiner Beitrag dieser Arbeit. Sie würde für eine Beichtreform in der Gegenwart viel hergeben.

Eindrücklich erscheint mir auch die Bearbeitung einer so schwierigen und delikaten Materie wie der Lehrentscheidungen des Konzils von Trient (435–512). Was hier steht, ist mutig und einleuchtend zugleich. Denn hier wird ein Grundproblem der heutigen pastoralen Bemühungen um die Beichte deutlich: die tridentinische Engführung im Zusammenhang mit der Einzelbeichte. Sie macht ja vor allem der Bussfeier das Leben schwer. Die Ausführungen von Lendi erscheinen mir sachlich und überzeugend, fern von aller Polemik. Auch im Zusammenhang mit Trient wird deutlich: «Die Praxis der Busse und ihrer Theorie bildeten zusammen mit dem sozio-kulturellen Rahmen die korrelativen Faktoren der Entwicklung der kirchlich-sakramentalen Bussgestalten und allgemein der sakramentalen Praxis» (431).

Spannend liest sich auch, was Lendi über den heiss umstrittenen Begriff des «ius divinum» (499) zu sagen hat. Dass er sich auf die grundsätzlichen Fragen über den Gültigkeitsanspruch von Lehrentscheidungen, die auf falsch interpretierten Voraussetzungen historischer oder exegetischer Art beruhen, im Zusammenhang mit seiner Arbeit nicht einlassen konnte, versteht sich.

Schlussfolgerungen

Im letzten Kapitel (513–533) werden dann aus der ganzen Arbeit die Schlussfolgerungen zusammengetragen, sakramententheologisch-hermeneutische und bussspezifische Erkenntnisse aus der Geschichte als Prinzipien für die gegenwärtige Theologie der Sakramente allgemein und des Busssakramentes sowie deren Praxis heute (513).

Hier wird eine reiche Ernte eingebracht, die hier nicht im einzelnen referiert werden kann. Grundlegend geht es im Zusammenhang mit der heute fälligen Buss- und Beichtreform um das Ernstnehmen der Geschichtlichkeit und damit der Wandelbarkeit von Busse und Beicht. Konkrete Reformen kommen und kamen auch in der Vergangenheit immer aus der gelebten Praxis, wobei die anthropologischen Voraussetzungen genau so ernst zu nehmen sind wie die theologischen. Wird diese Erfahrungsbasis des heutigen Menschen nicht beachtet und ernst genommen, nützen alle noch so gut gemeinten Mahnungen der kirchlichen Obrigkeit wenig. Und hält man aus einem falsch verstandenen Offenbarungspositivismus starr an den Beschlüssen des Trienter Konzils fest, so hat eine solche Strategie wenig Aussicht und Erfolg.

Die Einzelbeicht ist damit auf jeden Fall nicht zu retten, dass man auf die Kanones von Trient verweist. Eine hermeneutische Vermittlung ist auch hier nicht zu umgehen. Sie erfordert eine Anpassung an die heutige gesellschaftliche und soziale Situation. Sonst führt sie sicher nicht zum Ziel. Die Impulse des Lehramtes führen solange nicht zum Ziel, als sie an einer singulären Gestalt der Busse (Einzelbeichte) als alleiniger sakramentaler Gestalt festhalten und alternative Traditionen nicht zur Kenntnis nehmen. «Das Lehramt muss sich unbedingt von der Schultheologie befreien und nicht nur die scholastische oder tridentinische Begrifflichkeiten und Lehrmeinungen gelten lassen. Sie darf also bezüglich der Tradition der Busse nicht zum Nachteil anderer Traditionsstränge weiterhin einen Eklektizismus betreiben» (533).

Und so wird denn auch der Ertrag von Lendis Arbeit im Hinblick auf unsere heutige Beichtpraxis in den folgenden Sätzen deutlich: «Ebenso besteht mit unserer Untersuchung kein Zweifel mehr, dass die geschichtlichen Gestalten der Busse sowie deren theologische Deutungen nur innerhalb ihres hermeneutischen Kontextes genügend interpretiert und sachgemäss relativiert werden können. Es gelang uns, mit Sicherheit zu

zeigen, dass die bussgeschichtlichen Fakten, absolut und harmonisierend betrachtet, für die Gegenwart tote, sterile und nicht mehr interessierende Materie wären. Mit dem Herumdeuteln an einzelnen Fakten oder theologisch-lehramtlichen Festlegungen ist die Lebendigkeit und Verbindlichkeit neutestamentlicher und geschichtlicher Tradition nicht wiederzugewinnen» (534).

Josef Bommer

Hinweise

«Was fang' ich mit dem Rest des Lebens an?»

Der Schweizer Filmemacher Andreas Vetsch traf im New Yorker Kriminellenviertel Bronx den Schweizer Priester Thomas Hasler, der nach seiner Pensionierung in der Schweiz etwas ganz Neues, etwas ganz Ungewöhnliches begonnen hatte. Thomas Hasler selber ist ungewöhnlich, ein Seelsorger, der seine Schwierigkeiten hat und auch Schwierigkeiten macht. Er erzählte dem Filmemacher aus seinem Leben, und Andreas Vetsch machte daraus einen behutsamen Film, der vor allem Menschen ansprechen dürfte, die von der Titelfrage umgetrieben sind. Der vom Ressort Gesellschaft und Religion produzierte Film wird am Fernsehen DRS ausgestrahlt am Donnerstag, 12. April, um 21.45 Uhr.

Redaktion

Ein Anhänger zum Papstbesuch

Wenn Johannes Paul II. im kommenden Juni die Schweiz besucht, werden sich die katholischen Gläubigen auch äusserlich mit ihm verbunden zeigen. Schwester Chantal Hug vom Kloster Melchtal hat zu diesem Zweck im Auftrag des Komitees Papstbesuch Luzern ein kostbares Kleinod geschaffen, das versilbert ist und als Anhänger getragen oder angesteckt werden kann. Dieser Anhänger wird in seiner künstlerischen Gestaltung und durch seine Aussage zu einem wertvollen Andenken an den Papstbesuch. Er wird zum Preis von sieben Franken abgegeben. Der Reinerlös dient der Mitfinanzierung der Aufwendungen für den Besuch. Der Vertrieb in der deutschsprachigen Schweiz sollte, im Einverständnis mit den Bischöfen, über die Pfarrämter erfolgen; diese erhalten in diesen Tagen die diesbezüglichen Unterlagen.

Das Kleinod ist in seiner Bildsprache von vier Symbolen geprägt: von der Taube, vom Kreuz, vom Kreis und von Linien. Die Taube verkörpert seit Jahrhunderten höchste menschliche Werte wie Liebe, Frieden, Freiheit, schöpferische Kraft, aber auch gestalterisches Wirken Gottes in Schöpfung und Menschwerdung. Das Konzil von Nicäa nahm sie 325 zum gültigen Symbol des Heiligen Geistes. Sinnbild der Welt ist der Kreis, Symbol der Erlösung das Kreuz. Verschieden schliesslich wie die Linien auf dem Kleinod sind die Wege der Menschen. Jeder Christ trägt auf seinem Lebensweg die Hoffnung auf den Heiligen Geist.

Komitee Papstbesuch Luzern
Pfarrer *Josef Jenny*

Zum Drogenproblem

Am 23. Januar 1984 strahlte das Fernsehen DRS unter dem Titel «Ursachen und Fragen der heutigen Drogenepidemie» eine Sendung aus, die – trotz der für viele ungünstigen Sendezeit (16 Uhr) – bei Eltern und Erziehern, bei für die Jugendlichen Verantwortlichen und bei vielen Jugendlichen ein so grosses Interesse fand, dass die für die Sendung Verantwortlichen sich entschlossen haben, sie an folgenden zwei Tagen erneut auszustrahlen: 1. Donnerstag, 12. April, 22.30 Uhr; 2. Palm-Sonntag, 15. April, 12.00 Uhr. Weil die Drogenepidemie auch bei uns noch ständig im Wachsen ist, sei hier auf diese Sendung eigens aufmerksam gemacht, zumal für diese Sendung der ausgewiesene und persönlich engagierte Fachmann Prof. Dr. Arthur E. Wilder Smith gewonnen werden konnte. Seit Jahren geht er in verschiedenen Ländern den Ursachen der Drogenepidemie nach und ist bei deren Behebung theoretisch und praktisch mit Erfolg tätig. Bereits hört man von Schuldirektoren und Jugendverantwortlichen, welche die genannte Neu-Ausstrahlung auf Video aufnehmen wollen, um sie auch weiterhin in entsprechenden Kreisen von Erwachsenen und Jugendlichen verwenden zu können. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf das hilfreiche und aufschlussreiche Buch des obgenannten Fachmanns hingewiesen, das im Telos-Verlag zum Preis von Fr. 14.50 herauskam unter dem Titel «Ursachen und Behebung der Drogenepidemie». Wer für heutige Jugend Verantwortung trägt, wird nicht verfehlen, auf die erneut ausgestrahlte Sendung in Pfarrblättern, Lokalzeitungen usw. aufmerksam zu machen.

Albin Fischer

Amtlicher Teil

Bistum Chur

Ausschreibungen

Die Pfarreien des *unteren Lugnez* mit Sitz des Pfarramtes in Uors werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum 30. April 1984 beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Infolge Demission des bisherigen Amtsinhabers wird die Pfarrei *Buttikon* (SZ) zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum 30. April 1984 beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Bistum St. Gallen

Im Herrn verschieden

Prälat Dr. Paul M. Krieg, Rom

Er wurde am 4. September 1890 in Rorschach geboren. Die Gymnasialstudien absolvierte er in Feldkirch und oblag dem Studium der Theologie am Germanikum in Rom und in Innsbruck. Am 29. Juni 1917 weihte ihn Bischof Robertus Bürkler in der Kathedrale St. Gallen zum Priester. Es folgen 6 Jahre am Posten eines Domvikars in St. Gallen (1918–1924). Im Januar 1924 übernahm er die Aufgabe des Gardekaplans bei der Schweizergarde und betreute volle 35 Jahre die Landsleute im Vatikan. Bis zu seinem Tod am 16. März 1984 amtierte er als Kanonikus und Custos der St.-Peters-Kirche und erhielt die Würde eines apostolischen Protonotars. Er wurde am 17. März auf dem Friedhof des Campo Santo mit den Ehrenbezeugungen seiner Schweizergarde beigesetzt.

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Muttenz* (BL) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 17. April 1984 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Opfer 1983

Die Ergebnisse der bischöflich angeordneten und an die Bistumsverwaltung abgelieferten Opfer pro 1983 lauten:

Für Aufgaben des Bistums:

- Diözesanes Opfer für Aufgaben des Bistums	Fr. 556223.35

Zweckgebundene Opfer:

- Epiphanieopfer	Fr. 255043.30
- Opfer für das katholische Lehrerseminar Zug	Fr. 210315.—
- Opfer für das Heilige Land	Fr. 171617.30
- St. Josefsopfer	Fr. 186286.70
- Opfer für das Priesterseminar Luzern	Fr. 261644.10
- Opfer für das Kollegium St. Karl, Pruntrut	Fr. 183773.35
- Papstopfer	Fr. 194126.30
- Opfer für die Universität Fribourg	Fr. 481085.95
- Opfer für die Kirchenbauhilfe des Bistums Basel	Fr. 196131.95

Bischöfliches Ordinariat

Chrisam-Messe

Am 16. April 1984 wird in der Kathedrale St. Ursen zu Solothurn um 10.30 Uhr die Chrisam-Messe gefeiert. Dabei wird der Weihbischof von Basel, Dr. Joseph Candolfi, in Konzelebration mit dem Diözesanbischof, den Regionaldekanen und Dekanen des Bistums Basel das Öl für die Krankensalbung, den Chrisam für Taufe und Firmung, für Weihen und Konsekrationen, sowie das Katechumenenöl für die Taufe weihen. Wie in früheren Jahren wird durch die Mitfeier der 10 Regionaldekane und 39 Dekane diese Messfeier «ein Ausdruck der Verbundenheit zwischen dem Bischof und seinen Priestern».

Verstorbene

P. Iso Schlumpf OSB

Am Morgen des 25. November 1983 ist im Kloster Einsiedeln P. Iso Schlumpf im Alter von 74 Jahren unerwartet gestorben. Der liebe Verstorbene litt schon lange an den Folgen einer gefährlichen Lungenentzündung. Eine allgemeine Schwäche, Atembeschwerden und ein starkes Zittern kennzeichneten seinen langen Leidensweg, den er mit bewunderungswürdiger Geduld durchschritt.

P. Iso wurde am 26. Januar 1910 in Steinhausen (ZG) als Sohn des Philipp Schlumpf und der Anna Mühlebach geboren. Zwei Tage später wurde er in der dortigen Pfarrkirche St. Matthias auf den Namen Karl getauft. Die Eltern bewirtschafteten das Heimwesen Höfen, wo Karl mit seinen fünf Brüdern und zwei Schwestern eine schöne Jugendzeit erlebte. In der Sekundarschule zu Cham lernte er als Freifach Latein. Im Herbst 1924 trat er in die dritte Klasse der Stiftsschule Einsiedeln ein. Nach der Matura im Sommer 1930 studierte er für ein Jahr Theologie in Innsbruck.

Im Herbst 1931 erfolgte sein Eintritt in das Noviziat des Klosters Einsiedeln. Bedeutende Benediktiner unter seinen Verwandten dürften ihm diesen Entschluss erleichtert haben. Ein Grossonkel war P. Wolfgang Schlumpf von Einsiedeln, der Gründer von New Subiaco in Arkansas. Ein Onkel war P. Adelrich Mühlebach, der sich um das Benediktusheim in Uznach grösste Verdienste erwarb.

Nach dem Noviziat feierte Karl am 12. September 1932 seine Profess, wobei er den Namen Iso erhielt. Nach Abschluss der theologischen Studien in Einsiedeln wurde er am 7. Juli 1935 von unserm Mitbruder Raymund Netzhammer, Erzbischof von Bukarest, zum Priester geweiht. Seine erste Stelle erhielt er als Kooperator von St. Gerold im Grossen Walsertal. Am 1. Oktober 1935 zog er in die dortige Propstei ein, wo P. Willibald Wenk die Landwirtschaft einer erfreulichen Sanierung entgegenführte. Sein Sprengel war klein, kaum 300 Seelen, so dass er sich auch im landwirtschaftlichen Betrieb nützlich machen konnte. Anscheinend ging seine Laufbahn auch in diese Richtung. Im Herbst 1937 durfte er an der ETH das Studium der Agronomie beginnen. Die mathematischen Formeln bereiteten ihm aber nicht eitel Freude, doch schon bald bot sich ihm eine andere unerwartete Aufgabe.

Im März 1938 erfolgte der Anschluss Österreichs an Deutschland. P. Leopold Hanimann war damals Pfarrer in Nüziders, einer der Einsiedler Pfarreien in Vorarlberg. Er hatte sich politisch so stark exponiert, dass er nicht mehr weiter Pfarrer von Nüziders sein konnte. Dafür bot sich P. Iso an, der in seiner klugen Zurückhaltung für diesen Posten wie geschaffen schien. Ende April 1940 trat er seine Pfarrei im Vorarlbergischen an. Trotz relativ wenig Erfahrung meisterte er diese heikle Aufgabe bestens. Am 20. September 1942 erfolgte die Ausweisung aller Einsiedler Patres aus Vorarlberg.

In die Schweiz zurückgekehrt, wurde P. Iso Vizestatthalter in Pfäffikon. Mit seinen Pflichten in diesem Amt liess sich gut eine Lehrstelle an der dortigen landwirtschaftlichen Schule verbinden. Ende 1946 waren die Verhandlungen mit den weltlichen und kirchlichen Stellen in Vorarlberg so weit gediehen, dass die Einsiedler Patres wieder in ihre Pfarreien zurückkehren und auch die Propstei St. Gerold übernehmen konnten. P. Iso wurde zum Propst und Pfarrer von St. Gerold bestimmt. Angesichts der damaligen wirtschaftlichen Lage in Österreich war dies keine verlockende Sache, aber P. Iso schreckte in seiner Anspruchslosigkeit auch vor Entbehrungen nicht zurück. Er war wohl der gütigste Landesherr, den man sich in der einstigen fürstlichen Herrschaft St. Gerold vorstellen kann. Es war ihm stets ein Problem, einen Zins zu erhöhen. Die geringen Einnahmen versuchte er durch eine straffe Sparsamkeit zu vergrössern. Wohl konnte er so alle Dächer der Propsteigebäude instandhalten, aber der erhoffte Durchbruch seines Betriebes nach oben war so nicht zu erreichen. Somit trug er schwer an der Verwaltung der Propstei.

Im Herbst 1958 musste er eine schwere Lungenentzündung durchmachen. Trotz aller Sorge kam eine nasse Brustfellentzündung zu. P. Iso musste lange Zeit kuren, zuerst in Gauenstein bei Schruns, dann auf Triesenberg im Liechtensteinischen. So war seine Amtszeit als Propst schmerzlich zu Ende gegangen. Da war es für ihn eine nicht geringe Freude, dass ihn die Leute von St. Gerold in Dankbarkeit für die gute Zusammenarbeit zu ihrem Ehrenbürger ernannten.

Im Juni 1960 konnte P. Iso das Amt des Spirituals in Glattburg übernehmen. Mit viel Sorgfalt und Liebe bereitete er seine Vorträge vor. Aber es ging ihm nicht leicht, weil er sich von seiner Krankheit nie mehr richtig erholt hat.

Im April 1975 kehrte er erschöpft und krank nach Einsiedeln zurück. Er nahm seinen Mitbrüdern Geduldsarbeiten ab. Ob seiner Schwäche und seinem immer stärker werdenden Zittern hatte jedermann Mitleid mit ihm. Davon hat ihn nun ein sanfter Tod befreit. Nun wird ihm der einzig wichtige und grosse Erfolg beschieden sein, die Anschauung des ewigen dreifaltigen und einen Gottes.

Joachim Salzgeber

Neue Bücher

Predigt als Wegbegleitung

Heinz-Manfred Schulz, Eine Gemeinde spricht über ihren Glauben. Predigt als Wegbegleitung, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1983, 144 S.

Ein Christ hört im Durchschnitt vom Schulantritt bis zum Pensionsalter 3600 Predigten. Warum bleibt davon so wenig hängen? Heinz-Manfred Schulz, Pfarrer in der bekannten Christkönigs-Pfarrei Eschborn bei Frankfurt, sieht den Grund für die Wirkungslosigkeit der Predigten in ihrer Ort- und Zeitlosigkeit. Allgemeine Wahrheiten werden verkündet, ohne bei den Fragen und Nöten der Menschen anzusetzen. Schulz findet in einer Analyse von früheren eigenen Predigten eine fast plakative, belehrende, eine «religiöse» Sprache der vorgegebenen Formeln. Inzwischen hat er gelernt, bei den Fragen der Zuhörer anzusetzen und darauf aus dem Geist der Bibel Antworten zu versuchen. Statt ein statisches System zu reproduzieren, sieht sich diese Predigt in der Rolle der Wegbegleitung von Lebensprozessen (vgl. Untertitel!).

In über 20 Thesen, sogenannten «Wegmarkierungen», charakterisiert Schulz solche Predigten. Dabei führt er zur Illustration zahlreiche, zum Teil längere Ausschnitte von Predigten vor, die er

in den letzten Jahren gehalten hat. Durch ihre Lebensnähe und erfrischende Sprache heben sie sich wohltuend ab von vielen Vorlagen, die man in einschlägigen Zeitschriften oft findet. Schulz gelingt hier eine aktuelle, ebenso herausfordernde wie ermutigende Sprache, die fernab von frommem Gesäusel angesiedelt ist. Das Evangelium wird umgesetzt statt wiedergekäut. Es ist nicht leicht vorstellbar, dass die Zuhörer zum Kirchenschlaf Zuflucht nehmen.

Wir greifen hier die wichtigsten Wegmarkierungen heraus und beginnen bei jener, die für das Kirchenverständnis des Verfassers und seiner Pfarrei am wesentlichsten ist: Der Prediger steht seinen Zuhörern nicht bloss gegenüber. Er spricht ebenso aus der Gemeinde heraus (vgl. Titel!). So «leitet die Predigt einen Prozess ein und macht ihn bewusst, in dem die Gemeinde nach und nach zum Subjekt ihrer eigenen Geschichte wird und dabei verarbeitet, was auf sie eindringt» (28).

Weil die Gemeinde in der Gesellschaft steht und mit ihr – ob sie es will oder nicht – auf vielfältige Weise verknüpft ist, darf die Predigt sich nicht auf den privaten und individuellen Bereich zurückziehen. «Sie muss die gesellschaftlich-politische Dimension des Glaubens aufzeigen. Die Gottesherrschaft, das Heil, soll alle Bereiche des Lebens erfassen. Dabei darf die Predigt auch vor Konflikten nicht zurückschrecken, muss sie provozieren, darf nicht einer Scheinharmonie huldigen, die gesellschaftliche Probleme ausklammert. Dann steht sie in der Tradition der Propheten und Jesu, der nicht kam, ‹um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert› » (108). Wenn der Prediger dabei, statt politische Lieblingsideen zu erzählen, «das Bestehende vom kommenden Gottesreich her in Frage stellt» (22), kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, er missbrauche die Kanzel.

Eine weitere Wegmarkierung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch: «Predigt darf den Menschen nicht als ein religiöses Objekt ohne Alltag betrachten. Der Mensch muss auch mit seinem Alltag in der Predigt vorkommen» (79). Das Evangelium wird erst lebendig, wenn es mit dem Leben konfrontiert wird. Oder wie Schulz es in einer Predigt ausdrückte, in der er von den Sorgen des Predigers erzählte: «Die Bibel ist nicht einfach schon das konkrete Wort Gottes an uns. Das Wort Gottes an uns ergibt sich erst aus der Bibel und der (heutigen: WLu) Situation zusammengenommen» (134). Der Prediger muss sich dabei zwischen zwei Sprachspiele setzen. Er darf sich nicht mit religiösen Formeln wie Erlösung, Sünde oder Gnade begnügen. Ebenso darf er jedoch auch nicht im weltlichen Sprachspiel von Nutzen und Zweck aufgehen, in dem Fragen nach Sinn und Menschlichkeit keinen Raum finden. Es gelingt nur dann, «die Botschaft Jesu dem Menschen auch in seine säkulare Sprache zu übersetzen», wenn «die Sprache aus dem gelebten Glauben der Gemeinde kommt» (121).

Wie schon in frühern Büchern, in denen der Autor vom Leben der Eschborner Gemeinde berichtet, wird auch im vorliegenden Wert darauf gelegt, dass die Kirche nicht an den Randgruppen vorbeigeht: Christliche Predigt «darf Gott nicht als Randverzierung und Lückenbüsser für die Erfolgreichen zulassen. Sie muss vielmehr von den Menschen am Rande her denken und von dort Fragen stellen, in Frage stellen» (89).

Wenn hier einige Thesen von Schulz hintereinandergestellt werden, entsteht leicht ein falscher Eindruck. Anders als in diesen Auszügen, in denen von «man darf nicht» und «man soll» die Rede ist, begnügt sich das Buch nicht mit theoretischen Imperativen, die den lesenden Prediger überrollen. Während der Leser dem Prediger Heinz-Manfred Schulz bei seiner Praxis in die Werkstatt schauen darf, bekommt er Lust, das eine oder andere Werkzeug, das darin bereitliegt, selber in die Hand zu nehmen. Seine Zuhörer werden ihm dankbar sein.

Walter Ludin

Neue Erkenntnisse über Ikonen

Die Ikonen. Mit Beiträgen von K. Weitzmann, G. Alibegasvili, A. Volskaja, G. Babić, M. Chatzidakis, M. Alpatov, T. Voinescu, W. Nyssen. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1982, 420 S. im Format 23,5×30,7 cm, davon 320 Seiten mit 391 Farbbildern.

Die vielen, bald unübersehbaren Bücher über Ikonen können sich kaum mehr in der Reproduktionstechnik, wohl aber in der Ernsthaftigkeit ihrer Texte und Kommentare übertreffen. Eine solche Meisterleistung hat der Verlag Herder mit seinem Bildband zustande gebracht. Die Farbbilder sind von auserlesener Qualität. Die 100 Seiten Text werden von acht Forschern allerersten Ranges bestritten, die es in meisterhafter Weise verstehen, die Forschungsergebnisse zusammenzufassen. Das Buch bringt neueste Erkenntnisse vor allem über Georgien und über Ikonen der Kreuzfahrer.

Diese letzteren traten erst 1956/59 ins Gesichtsfeld der Forschung, als auf dem Sinai, im Katharinenkloster, unter 2000 Ikonen 120 von westlichen Künstlern gemalte Ikonen ausfindig gemacht wurden. Kurt Weitzmann, der über die Anfänge der Ikonenmalerei ausgezeichnet Bescheid weiss (er hat auch diesen Abschnitt redigiert und im übrigen die Gesamtredaktion des Bandes inne gehabt), berichtet über erste Forschungsergebnisse. Im allgemeinen halten sich die westlichen Künstler an ihre byzantinischen Vorbilder, doch bringen sie zum Teil kaum merkbare Änderungen hinein, in der Malweise, in der Anordnung der Heiligen, in der realistisch-menschennahen Darstellung (weniger stilisiert und distanziert-hoheitsvoll als ihre Vorbilder). Der wechselseitige Einfluss zwischen westlicher und byzantinischer Kunst ist völlig neu zu untersuchen; die Kreuzfahrerkünstler nehmen eine entscheidende Mittelstellung ein.

Die Ikonen sind nicht nur kunsthistorisch interessant, sie geben Auskunft über Theologie und Frömmigkeit der Ostkirche, sie verlangen nicht nur wissenschaftliche Deutung, sondern Verehrung.

Ein kleiner Schönheitsfehler: Die Originalausgabe erschien, wie in dankenswerter Weise vermerkt wird, zuerst auf italienisch – hat nun der Übersetzer (Thomas Münster) aus dem Italienischen oder aus der Muttersprache der verschiedenen Verfasser übersetzt? Jedenfalls liest sich der Text flüssig und klar.

Iso Baumer

Zum Bild auf der Frontseite

Die Pfarrei Bruder Klaus Urdorf (ZH) wurde am 4. Oktober 1960 durch Abtrennung von der Pfarrei St. Agatha Dietikon gebildet, nachdem in der Nachkriegszeit im Limmattal ein starker Bauboom eingesetzt und so einen erheblichen Zuzug auch von Katholiken ausgelöst hatte (1941: 229 Katholiken, 1960: 1277 Katholiken, 1980: 3435 Katholiken). Am 19. August 1962 wurde mit dem Kirchenbau begonnen, und am 30. August 1984 konnte die Bruder-Klaus-Kirche eingeweiht werden. Architekten waren Otto und Hansjörg Sperisen; den Altar und den Tabernakel schuf Albert Widmer, den Ambo Albert Schilling, den Taufstein und die Fenster Piero Travaglini, den Wandteppich Moik Schiele und das Kreuz im Vorhof Josef Ammann.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Urs Altermatt, Professor, Seminar für Schweizergeschichte, Universität, 1700 Freiburg

Dr. Iso Baumer, Rue Jordil 6, 1700 Freiburg

Dr. Josef Bommer, Professor, Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern

Dr. Eduard Christen, Professor an der Theologischen Fakultät Luzern, Schiltmattstrasse 3b, 6048 Horw

Dr. Fritz Dommann, Professor, Leiter des Katechetischen Instituts, Hirschmattstrasse 25, 6003 Luzern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Albin Fischer, alt Pfarrer, Hafnerweg 8, 5200 Brugg

Dr. Max Hofer, Bischofssekretär, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn

Gustav Kalt, Religionslehrer und Dozent, Hirschmattstrasse 28 A, 6003 Luzern

P. Walter Ludin OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Dr. P. Joachim Salzgeber OSB, Stiftsarchiv, 8840 Einsiedeln

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27
Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 43.–.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Die Errichtung des Missionshauses Bethlehem 1895/96

Im März 1895 gründete der aus den USA kommende savoyardische P. Pierre-Marie Barral in Basel eine «Apostolische Schule» für die priesterärmsten Diaspora- und Missionsländer. Da sich aber Basel als ungünstig erwies, fand dann die Eröffnung am 20. April in der Zentralschweiz statt, allerdings nicht wunschgemäss in Luzern, sondern auf Schloss Neu Habsburg bei Meggen. Im Verlauf des ersten Schuljahres stieg die Zahl der Schüler von drei auf rund zwanzig an, meist Savoyarden und Jurassier.

Obwohl Neu Habsburg nur für ein Jahr provisorisch gemietet war, wurden hier doch die Weichen für die Zukunft der Barral-Werke gestellt. Hier wurde dem Werk der Name «Missionshaus Bethlehem» gegeben, kam erstmals die Monatszeitschrift «Bethlehem» heraus, wurde das «Antoniusbrot» eingeführt, erlangte das «Markenwerk» Weltbedeutung, knüpfte Barral ein Netz von Aussenbüros in zahlreichen europäischen und amerikanischen Ländern und wurden rege Beziehungen mit Missionaren in aller Welt aufgenommen. Das «Missionshaus Bethlehem» war von Anfang an ein internationales Werk. Als Barral nach Ablauf des Provisoriums in Luzern kein geeignetes Objekt finden konnte, kaufte er anfangs 1896 das ehemalige Hotel «Zum Tellen» an der Hohlen Gasse bei Immensee und bereitete umsichtig die Verlegung des Missionshauses dorthin vor, die dann am 2. Mai 1896 Wirklichkeit wurde. Allerdings hätten finanzielle Schwierigkeiten beinahe zur Schliessung der Schule geführt.

Dies ist in aller Kürze die Gründungsgeschichte der Apostolischen Schule Bethlehem. Barral hätte – wie wir gesehen haben – sein Werk gerne in Luzern etabliert, sah sich aber vorerst zu einem Provisorium in Neu Habsburg bei Meggen gezwungen. Diesem Provisorium, sozusagen dem Embryonalzustand des späteren Bethlehem-Werkes, widmet Walter Heim den 2. Band seiner breitangelegten SMB-Geschichte[1]. Wie alle Publikationen von Walter Heim, dem bekannten Spezialisten für religiöse Volkskunde, liest sich auch dieses Büchlein leicht. Über das eigentliche Thema – die Gründungsgeschichte der Missionsschule und des Missionswerkes – hinaus bringt der Band wiederum interessante Hinweise auf Formen der Volksfrömmigkeit. Nicht selten kreuzen sich geistig-spirituelle und materielle Motive. Ein schönes Beispiel ist das Antonius-Patronat.

Der in Aussicht gestellte 3. Band wird in einem gewissen Sinne die Gründungstrilogie abschliessen. Dies wird dann Gelegenheit bieten, nochmals ausführlicher auf diese wertvolle Publikation zur schweizerischen Kirchengeschichte zurückzukommen.

Urs Altermatt

[1] Walter Heim, Die Errichtung des Missionshauses Bethlehem (Die Apostolische Schule Bethlehem auf Neu Habsburg / Meggen und in Luzern 1895/96), Geschichte des Institutes Bethlehem, Band II, Immensee 1983, 133 Seiten.

Europa

Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Europa. Seine geistigen Quellen in Porträts aus zwei Jahrtausenden II, Christiana Verlag, Stein am Rhein 1983, 440 Seiten.

Vom Werk, dessen ersten Band wir 1980 mit grosser Bewunderung besprochen haben, liegt nun, wieder mit beachtlichem Umfang, der zweite Band vor. Man legt auch diesen Band mit ungeteilter Anerkennung aus der Hand. Kaltenbrunner stellt in Essays Persönlichkeiten vor, die das geistige Gesicht Europas geprägt haben, Persönlichkeiten aus zwei Jahrtausenden, von der Antike bis zur Moderne. Die Vielseitigkeit der Aufsätze über Personen aus verschiedenen Zeiten und Völkern ist nicht der einzige und auch nicht der grösste Vorzug dieser zwei Bände. Das Erstaunliche ist die Qualität jedes Beitrages. Jedes Essay ist ein abgerundetes Meisterwerk, gemalt auf dem Hintergrund fein gezeichneter historischer und geistesgeschichtlicher Landschaft. Die einzelnen Porträts haben eine plastische Aussagekraft; denn der Autor verfügt über eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen, die er aus Primär- und Sekundärliteratur geschöpft hat. Gerd-Klaus Kaltenbrunner ist Herausgeber der Taschenbuchreihe Initiative (Herder). Seine Geisteshaltung ist konservativ und aufgeklärt zugleich. Er ist ein Humanist. Sein eindeutiger Standpunkt ist die christlich abendländische Kultur. Die Lektüre seiner Bücher ist nicht nur Genuss und Freude, sie ist Bildungsbeitrag von hohem Niveau.

Leo Ettlin

Kath. Kirchgemeinde Schötz sucht auf den 1. August 1984 oder nach Vereinbarung

Katechetin oder Katecheten im Vollamt

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht auf der Unter- und Mittelstufe
- Jugendseelsorge
- Mitarbeit in Seelsorge und Liturgie

Erwünscht sind:
- Ausbildung als Katechet
- Freude am selbständigen Arbeiten

Wir bieten:
zeitgemässe Anstellungsbedingungen und gute Besoldung.

Auskunft erteilt:
Pfarramt Schötz (Tel. 045 - 71 13 25) oder Präsident der Kirchgemeinde Schötz, Alois Wechsler (Tel. 045 - 71 15 02 P – 045 - 71 31 31 G).

Schriftliche Anmeldungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an: Kath. Kirchgemeinde, 6247 Schötz

Die **katholische Kirchgemeinde Zofingen** sucht infolge Weiterstudium des bisherigen Seelsorgehelfers einen erfahrenen

Katecheten

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe. 16 Stunden in kleinen Gruppen
- Jugendseelsorge
- Mithilfe bei Gottesdiensten

Beginn:
September oder nach Übereinkunft.

Wir bieten:
zeitgemässe Entlöhnung und Sozialleistungen.

Auskunft erteilt:
Pfarramt Zofingen (062 - 51 14 32), Alfred Berger, Pfarrer.

Schriftliche Anmeldungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an: Herrn Giancarlo Porlezza, Präsident der Kirchenpflege, Chorgasse 1, 4800 Zofingen

ARS ET AURUM SEIT 1956

- Künstlerische **Gestaltung von Kirchenräumen**
- Beste Referenzen für **stilgerechte Restaurationen**
- **Feuervergoldung** als Garant für höchste Lebensdauer
- Anfertigung aller **sakralen Geräte** nach individuellen Entwürfen: Gefässe/Leuchter/Tabernakel/Figuren usw.

Kirchengoldschmiede 9500 Wil, Zürcherstrasse 35
M. Ludolini + B. Ferigutti Telefon 073 - 22 37 88

Katholische Kirchgemeinde 8583 Sulgen

Wir suchen eine(n) vollamtliche(n)

Katechetin oder Katecheten

Neben dem Religionsunterricht für Mittel- und Oberstufe wird auch eine aktive Betreuung der Jugendvereine gewünscht.

Unsere Kirchgemeinde zählt 3500 Katholiken und liegt in einer landschaftlich schönen Gegend im Herzen des Kantons Thurgau.

Wir bitten Sie, Ihre Bewerbung zu richten an den Präsidenten der Kirchenvorsteherschaft, wo Sie auch telefonische Auskunft erhalten,

Herrn Hugo Sauter, Blumenweg 5, 8583 Sulgen, Telefon 072 - 42 17 83

Katholischer Seelsorgekreis St. Peter – Christ-König – Marly – Villars-sur-Glâne (Stadt Freiburg)

Für unser Dreier-Team in der Seelsorge der Deutschsprachigen dieses Kreises suchen wir auf den 1. September 1984 eine(n)

Pastoralassistenten(in) evtl. Seelsorgehelfer(in)

Aufgabenbereich:

75% (min. 60%) Pfarreiarbeit
- Jugendseelsorge
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge
- Erwachsenenbildung

Religionsunterricht
- entsprechend den Bedürfnissen der städtischen Schulen
- 4–8 Stunden an der Oberstufe

Gerne erwarten wir Ihren Anruf

Winfried Baechler, Vikar, Gambach 31, 1700 Freiburg, Telefon 037 - 24 41 33
Hubert Zurkinden, Pastoralassistent, Scierie 2, 1700 Freiburg, Telefon 037 - 24 91 37

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Seelsorger (68) sucht ruhige

Resignaten-Wohnung

Nähe Kirche. Ländliche Gegend, eventuell bei Schwestern.

Offerten unter Chiffre 1359 an Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

radio vatikan

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Ticino **Valle Onsernone**

«Unter diesem Himmel ist die Beleuchtung der Berge romantischer; das Klima ist paradiesisch; ganze Regionen von Heidekraut bedecken die schöne Erde . . .»

Hier finden Sie Ihren innern Menschen:
entlasten und fasten, entspannen üben, wandern, baden;
Vorträge, Gespräche, Musik, Zeichnen, Teatro Dimitri, Stille und Feiern!

Historisches Haus nimmt 15 Gleichgestimmte für je 11 Tage im Sommer gastlich auf.

Casa Broggini, 6611 Loco, Tel. 093 - 85 16 23 / 093 - 85 16 30

Ein sinnvoller Brauch, die gleiche Osterkerze wie in der Kirche aber in Kleinformat für die Wohnstube

Wir offerieren Ihnen als

Hausosterkerzen

7 verschiedene Sujets zu äusserst günstigen Preisen.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

A. Z. 6002 LUZERN

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

13/29. 3. 84